

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 53.

Freitag, den 2. Julius

1813.

Sprachkunde.

Mithridates, oder *allgemeine Sprachkunde* mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynabe fünfhundert Sprachen und Mundarten, von *Johann Christoph Adelung*. Fortgesetzt von *Dr. Johann Severin Vater*, Professor und Bibliothekar zu Königsberg. *Dritter Theil. Erste Abtheilung*. Berlin, in der *Vossischen* Buchhandlung, 1812. X und 305 S. in gr. 8.

Wenn wir die beyden ersten Theile, welche die asiatische und europäische Sprachkunde enthalten, nicht mit in unsere Anzeige einschließen, so geschieht es, weil sie geraume Zeit vor dem Entstehen dieser Zeitung erschienen, und längst in andern gelehrten Tageblättern beurtheilt worden sind. Auch haben wir, der Vorrede zu Folge, von zwey gelehrten Sprachforschern, dem *Hrn. von Adelung* in Petersburg, und dem *Hrn. von Humboldt*, ohne Zweifel auch von *Hrn. Vater* selbst, Nachträge zu erwarten, die das, was wir nach unserer, von andern verschiedenen Ansicht etwa zu erinnern haben möchten, wohl entbehrlich machen werden. Wir beschränken uns daher auf den vorliegenden *dritten* Theil, welcher in der ersten Abtheilung die *afrikanischen Sprachen* in sich begreift, und gewiß bereits in den Händen aller Freunde der Sprachkunde ist. Sind uns gleich einige kritische Blätter mit einer Anzeige zuvorgekommen, so dürfen dennoch die unsrigen, die von jeder bedeutenden Erscheinung im Gebiet der Literatur Notiz nehmen wollen, die Fortsetzung eines von *Adelung* unternommenen Werkes nicht mit Still-schweigen übergehen, die wir *Hrn. Vaters* unermüdetem Eifer und glücklichem Forschungsgeiste verdanken; eines Werkes, das wohl nur auf dem Boden deutscher Gelehrsamkeit wurzeln und gesiehetes Heft.

deihen konnte. Die seltene Bescheidenheit des Herausgebers verbietet uns, mehr hinzuzusetzen. Doch darf nicht vergessen werden, daß, wenn auch diese weniger bekannten exotischen Sprachen ein geringeres Interesse gewähren, ihre Bearbeitung vielleicht mehr Anstrengung gekostet haben mag, als die Vollendung des zweyten Theiles.

In der *Einleitung* gibt *Hr. V.* einen allgemeinen Überblick über die möglichen Wege der Bevölkerung Afrika's. Araber haben sich zwar sehr frühe in diesem Welttheile angesiedelt, auch scheinen Malayen dahin gekommen zu seyn; allein die gesammten Bewohner Afrika's von Asiens uns bekannten Nationen abzuleiten, hat die größte Bedenklichkeit. — Physiologische Verschiedenheit der Negern vom übrigen Menschengeschlechte. Sie setzt eine frühe Isolirtheit voraus. — Die Negern sind zu beyden Seiten von Völkern umgeben, die ihnen ähnlich sind, und Vermischung wahrscheinlich machen. — Der Ursitz der Negern ist ungewiß; die Geschichte verläßt uns, und wir haben noch zu wenig Kenntniß von den Sprachen des Innern des Landes. — Die südlichen Nicht-Negern sind den Negern weit ähnlicher, als die gesammten Nord-Afrikaner, deren Vaterland wahrscheinlich die Länder des Ober-Nils sind; dorthin haben wahrscheinlich auch die von Osten eingewanderten Völker, sey es aus Arabien oder Indien, ihren Weg genommen. — Daher die Schwierigkeit, die Afrikaner in Stämme abzuthellen; man kann nur dem Lokal folgen. — Die muthmaßliche Anzahl von Sprachen beläuft sich nach *Seetzen* vielleicht bis auf hundert und fünfzig. Bis jetzt kennen wir deren schon mehr als siebzig. — Bevor der Verf. zu den einzelnen Classen der Afrikaner übergeht, wirft er noch einen Blick auf die Frage über die Umschiffung Afrika's vor dem Anfange unserer Zeitrechnung. Wahrscheinlich war sie nie eine gewöhnliche und gangbare Fahrt, welcher Einfluß auf die Bevölkerung zugeschrieben werden dürfte.

Nord-Afrika, bis zur südlichen Gränze der

Sahara: Berber. Aus den Ländern am Meere, und zum Theil auch aus den Sandsteppen sind die alten Einwohner von den eingewanderten Arabern, welche theils noch diesen Namen, theils den der Mauren führen, und deren Sprache Th. I. S. 398 abgehandelt ist, verdrängt worden. Aber vorzüglich in den Sandsteppen haben sich alte Afrikaner, ein zahlreiches Volk, erhalten, die *Berber* oder *Brober*. Sie sind häufig mit den Mauren verwechselt worden. Außer ihrer und der arabischen Sprache findet sich weiter keine andere in ganz Nord-Afrika. Hr. V. widerlegt *Marsden* und *Langlet's*; welche behaupten, die Berber-Sprache zeige, außer den durch den Islam eingeführten arabischen Wörtern, eine starke Verwandtschaft mit den semitischen Dialekten, und sey vielleicht ein verdorbenes Punisch. Die Berber sind gegenwärtig nach vier Hauptabtheilungen bekannt. — *Guanchen.* Es hat sich unter ihnen die Tradition erhalten, daß sie von einem alten, grossen und mächtigen Volke abstammen. Merkwürdig sind sie wegen der bey ihnen herrschenden Gewohnheit, ihre Todten einzubalsamiren, und wegen mancher Ähnlichkeit ihrer Sprache mit den Dialekten der Berber-Sprache. Indessen kann deshalb noch nicht ihre Abkunft von den Ägyptern behauptet werden. Auch die Zusammenstimmung ihrer Sprache mit der berberischen bedarf einer nähern Untersuchung, berechtigt aber wenigstens Verkehr beyder Völker mit einander voraus zu setzen.

Mittel-Afrika, mit Einschluss Ägyptens: Kopten. Dieser von dem Sprachüberreste eines in den frühesten Zeiten hochcultivirten Volkes handelnde Abschnitt dürfte der interessanteste des ganzen Buches seyn. Die Kopten sind ohne Zweifel Reste der Ur-Ägypter. Der Nahmen wahrscheinlich eine Abkürzung von AiGÜPTos. (Diese zuerst von *Morin*, und nachher von *Renaudot* mit vielen Gründen aufgestellte Meinung ist fast allgemein angenommen worden, obwohl sich noch manches dagegen einwenden läßt). Angeführt zu werden hätte verdient, daß Ägypten in den heiligen Büchern der Kopten immer *Χημ* heisst, eben so bey *Plutarch de Is. et Osir*: *Ἐστὶ τῆν Αἰγυπτίων Χημίας καλοῦσα*. Der he L. Hieronymus versichert: *Aegyptus usque hodie lingua Aegyptiorum dicitur Ham*. Eine kleine etymologische Untersuchung über diese, desgleichen über die hebräische Benennung *מצרים* (arab. *مصر*) verglichen mit dem koptischen *μαρῆς* (Ober-Ägypten) wäre nicht am unrechten Orte gewesen. — Die Mumien zeigen die Merkmale der Neger-Physiognomie. Die Nationalzüge der Kopten tragen noch jetzt diesen Charakter an sich. — Anz. dieses wurde vor

einigen Jahren veranlaßt, in der Hoffnung, vielleicht einige Spuren von Verwandtschaft zwischen den alten Ägyptern und Indiern zu entdecken, eine Vergleichung der koptischen und samskrdamischen Sprache, so weit seine Hülfsmittel hinreichten, anzustellen; doch ohne allen Erfolg. Angenehm war es ihm daher, hier S. 67 seine Meinung vollkommen bestätigt zu finden: »Bey der Verwandtschaft, welche man zwischen den Ur-Ägyptern und den Indiern vermuthet hat, wäre es sehr interessant, Spuren der Verwandtschaft dieser koptischen Sprache mit der alten Sprache Indiens, dem Sanskrit, und dessen Töchtern nachzuweisen. Wenn das koptische *auli*, Hof, welches dem Sanskrit-Worte für denselben Begriff *aa'a* so nahe kömmt, wirklich ein ursprünglich ägyptisches Wort wäre, und sich nur ein Dutzend gleich ähnlicher Laute für gleiche Begriffe fänden, so würde sich ein Verhältniß beyder Nationen bewähren. Aber die Vergleichung einer beträchtlichen Anzahl von Wörtern beyder Sprachen hat mir keine bedeutenden Resultate geliefert.« Bey dem Worte *auli*, sagt Hr. V. in einer Anmerkung: »*Alter* in seiner Schrift: *Ueber die Samskrdamische Sprache*, S. 100, hat dies behauptet. Aber schwerlich wird sein Grund hinreichen zu einem sichern Beweise, daß das koptische Wort nicht aus dem Griechischen entlehnt seyn könne.« Dem fleißigen Compiler *Alter*, dem es aber gänzlich an Sprachkritik fehlte, widerfährt hier unverdiente Ehre. Die angeführte Behauptung gehörte nicht ihm; er hat sie wörtlich aus *La Croze (Lexicon Aegyptiaco-Lat. p. 9)* abgeschrieben: »*Vox origine Aegyptiaca. Peregrinae voces non mutantur in plurali. Occurrit autem pluralis. Ps. LXIV. 4. et alibi.*« Allein der von *La Croze* angegebene Grund, daß die aus fremden Sprachen entlehnten Wörter im Plural unverändert blieben, ist unrichtig, denn z. B. *Ψοχη* im sahidischen Dialekte, unstreitig eine *vox peregrina*, hat im Plural *Ψοχῶς*. Das griechische *αὐλή* konnte den Ägyptern, wenn nicht schon früher, doch unter den Ptolomäern als Benennung des Hoflagers ihrer Beherrscher, wohl nicht unbekannt seyn. Um so weniger Bedenken mochte ein Übersetzer tragen, das *Matth. 26* vorkommende Wort beyzubehalten. Die Pluralform *Ps. 64 (65)* ist vermuthlich deshalb gebraucht worden, weil sie dort in der Übersetzung der Septuaginta vorkömmt. Man weiß ohnehin, wie sklavisch die koptischen Übersetzungen dem Griechischen nachgebildet sind. Man vergleiche *Rossi etymologiae aegyptiacae, Romae 1808. h. v.* Wir vermessen dieses Werk unter der angeführten Literatur der koptischen Sprache. Bey dem Vergleichen des Koptischen mit dem semitischen Sprachstamm ist es unentbehrlich, da *Rossi's* Haupt-

absicht ist, die Übereinstimmung beyder Sprachen zu erweisen, welches ihm aber nicht gelungen ist. Vielmehr unterschreiben wir Hrn. V. Urtheil, daß, obwohl man Ähnlichkeit von einer beträchtlichen Anzahl von Wörtern findet, dieß mehr für Folge des Zusammenlebens der Völker, als für Stammverwandtschaft zu halten sey. — Die Vergleichung mit der äthiopischen und der Berber-Sprache hat ebenfalls zu keinem Resultate geführt, welches wo nicht Verwandtschaft, doch Verhältnisse dieser Sprache nachwies. — In den neuesten Zeiten ist Recn. seit des berühmten Weltumseglers *Reinhold Forsters* Tode, kein deutscher Gelehrter bekannt geworden, der sich vorzüglich mit koptischer Sprache und Literatur beschäftigt hätte. Desto mehr haben wir noch von dem gelehrten Hrn. *Et. Quatremère* in Paris zu erwarten, der seine tiefen Kenntnisse in diesem Zweige der Linguistik schon beurkundet hat.

Nubien und Habesch. Die bereits Th. I. S. 409 als Dialekt der äthiopischen aufgeführte *amharische* Sprache habe zwar einen beträchtlichen Theil von Wörtern aus der Geez-Sprache in sich aufgenommen, auch sey in ihren Formen einfluß des semitischen Sprachstammes nicht zu verkennen; indessen berechige es nicht, die amharische Sprache an jene Sprache anzuschließen, und ihre Erwähnung gehörte nicht an jene Stelle.

Die Hülfsmittel zur Kenntniß der Sprachen der Länder zwischen der Sahara und dem Gulbi, desgleichen der eigentlichen Negern, sind noch sehr dürftig, und Hr. V. konnte oft nicht viel mehr, als ein mageres Wörterverzeichnis geben. Eine Ausnahme macht die Susu-Sprache, welche durch englische Missionäre bekannter geworden ist. — Bey den Sprachen auf der Goldküste hätte Hrn. *Büdingers* Hypothese (*Geschichte der menschlichen Sprache*, S. 114), daß das *Baskische* vielleicht ein Überbleibsel des *Amina*-Stammes sey, erwähnt werden können, da es im ersten Abschnitte des zweyten Theiles nicht geschehen ist.

Die interessanten Nachrichten über die *Kaffer- und Hottentotten-Sprache* verdanken wir größtentheils Hrn. Dr. *Lichtenstein*. Erstere wird geschildert als eine volltönende, weiche und wohlklingende, die aus einfachen, selten mehr als zweysylbigen Wörtern gebildet ist. Durch die langsame, bedeutende Ausrede, durch den Reichthum an einfachen offenen Selbstlautern und die deutliche Betonung der vorletzten Sylbe bekommt die Sprache ihren eigenthümlichen Wohlklang. — Einen grellen Abstich macht dagegen die Sprache der Hottentotten, die von den Europäern bald mit der Ausrede Stammelnder, oder der Alpen-Anwohner mit Kröpfen, bald mit dem Geschrey der Truthähne,

und deren Hervorhohlen der Töne aus der Kehle, oder mit dem Geschrey der Ältern und dem Geheule der Eulen verglichen worden ist. Wenn man alles zusammen faßt, was Hr. L. im Archiv für Ethnographie und Linguistik, und in seiner Reisebeschreibung von dieser Sprache sagt, besonders von dem Mangel an Bildungssylben, von der auffallend großen Menge ähnlicher Laute mit ganz verschiedener Bedeutung, von den häufig gebrauchten Zwischensylben, über deren Bedeutung Hr. L. sich keine genügende Auskunft verschaffen konnte, und deren sich die Hottentotten zur Erleichterung der Aussprache, und des Wohlklangs halber bedienen sollen; ferner, daß der Zusammenhang und die Betonung allein zu erkennen geben muß, in welchem Casus das Pronomen gebraucht wird, so wird man geneigt, bey dieser rohen, noch in der Kindheit befindlichen Sprache, etwas dem *chinesischen Betonungswesen* Ähnliches zu vermuthen.

Rec. kann diese Anzeige nicht schliessen, ohne einige Worte über die Schreibung der mitgetheilten Sprachproben und Wörterverzeichnisse hinzuzufügen. *Adelung* (Th. I. Vorrede S. 18) versichert, er habe die Aussprache nach der deutschen eingerichtet. Dieß ist aber theils nicht überall geschehen, theils ist die Aussprache oft sehr unrichtig umgebildet worden, wie jeder sich überzeugen wird, der das Vater Unser in einigen Sprachen, deren Pronunciation ihm geläufig ist, prüfen will. Wenn nun schon überhaupt alles Etymologisiren und Vergleichen in Sprachen, die man nicht hat reden hören, unvollkommen bleiben muß, so können die im Mithridates gegebenen Proben um so weniger dazu dienen. Hr. V. hat dieß sehr wohl gefühlt, und daher im dritten Theile (S. 15) die Umformung in deutsche Schreibweise, weil sie zu leicht irreführen kann, unterlassen. Die Schreibart jeder Nation, welche die Probe gegeben hat, ist beybehalten, und es muß also jedes Mahl die Aussprache der Engländer, Franzosen, u. s. w. berücksichtigt werden. Daß auch dieser Ausweg sein Unbequemes hat, springt in die Augen. Hier kann nur ein Mittel helfen, und dieses ist ein *Universal-Alphabet der vergleichenden Sprachenkunde*, über dessen Annahme sich die Sprachforscher vereinigen müßten. Es ist hier nicht der Ort, Vorschriften zur Einrichtung eines solchen Alphabets zu geben, noch der Schwierigkeiten zu erwähnen, die dabey in den Weg treten: das gäbe Stoff zu einer eigenen, nicht unbedeutenden Abhandlung. Eine unerläßliche Bedingung aber ist, daß für jeden einfachen Laut ein eigenes Schriftzeichen gewählt werde, und das ähnliche Laute, sobald sie eine etymologische Verschiedenheit begründen, von einander

verschiedene Zeichen erhalten: z. B. die arabischen ك und ق, und die polnischen l und ł; den كلب und laska bedeuten etwas ganz anderes als قلب und łaska. Dagegen verdienen Nüancen der Aussprache keine Rücksicht, z. B. die verschiedene Aussprache des k in den germanischen Sprachen, die ein feines Ohr sehr leicht unterscheiden wird. Die Summe der einfachen Laute in den uns bekannten Sprachen, mit Einschluss der Hottentotten - Schnalzer, beträgt nach des Hrn. Grafen v. Volney Behauptung ungefähr siebenzig. Wenn diese nun, um mit Addison im Zuschauer zu sprechen, nach *auricular orthography* festgesetzt sind, so kömmt es darauf an, die lateinisch-französische Schrift, die sich in den Druckereyen aller gebildeten Nationen befindet, so ökonomisch, und doch für das Auge nicht beleidigend, zu verwenden, daß sie vollkommen zur Schreibung der gefundenen Zahl von Tönen hinreiche. Daß man sich hierüber mit den gelehrten Sprachforschern anderer Nationen, besonders mit den Engländern, deren schwankende Aussprache und Rechtschreibung am wenigsten zur Fixirung fremder Laute taugt, unter deren Bereich aber hauptsächlich die exotischen Sprachen stehen, verständigen müsse, bedarf keiner Erinnerung. Rec. ein Feind von allen General-Reformen in der Orthographie einzelner Sprachen, weil sie unausführbar sind, glaubt an die Ausführbarkeit des vorgeschlagenen Universal-Alphabets, welches einzig und allein der vergleichenden Sprachkunde zur Stütze dienen soll.

Die zweyte Abtheilung, von den *amerikanischen Sprachen*, ist nach Hrn. V's. Versicherung bereits unter der Presse; und die obenerwähnten Nachrichten ebenfalls schon in die Druckerey gegeben. Wir sehen beyden mit allen Sprachfreunden erwartungsvoll entgegen.

Alte Literatur und Kunst.

De monumentis aliquot Graecis, e sepulcro Cumaeo, recenter effosso, erutis, Sacra Dionysiaca a Campanis veteribus celebrata horumque doctrinam de animorum post obitum statu illustrantibus. — Commentatio auctore F. C. L. Sickler, Philosophiae Doctore, Academiae Imperialis et Regiae Romanae, in Capitolinis, antiquitatum illustrandarum et curandarum ergo constitutae, atque inclutae Societatis

Latinae Jenensis sodali, etc. etc. Gymnasii Hildburghusani Directore. Accedunt figurae aeneae. Wimariae, sumtibus Bibliopolii vulgo Landes-Industrie-Comtoir dicti. 1812. 24 S. in 4to.

Hr. Sickler welcher 1809 bey seinem Aufenthalte in Neapel durch Zufall die Nachricht von der Entdeckung eines alten Monumentes in der Gegend von *Cumae* erhielt, liefert hier die Abbildungen und die Erklärung dreyer antiker Basreliefs dieses uralten griechischen Grabmahls, als wofür der Hr. Verf. das Gebäude aus der ganzen Ökonomie desselben, und aus den Bruchstücken zerschlagener Steine mit griechischen Buchstaben (ΛΑΚΑ... ΠΕΡ...) erkannte.

Rec. muß gestehen, daß ihm die Ankündigung dieser kleinen Schrift viel Vergnügen gemacht habe, einmahl schon wegen des Gegenstandes, der an sich das ungetheilte Interesse des Alterthumsfreundes in Anspruch nimmt, und dann weil Hr. Sickler ganz der Mann ist, von dem sich etwas Ausgezeichnetes mit vollem Rechte erwarten läßt. Dem Publicum durch seine Geschichte der Obst-cultur (Allgemeine Geschichte der Obst-cultur, erster Theil, Frankfurt am Main, 1802) und jene der Wegnahme von Kunstwerken aus den eroberten Ländern (Gotha 1803, erster Theil) schon früher vortheilhaft bekannt, diente sein Künstler-Almanach (Almanach für Künstler und Freunde der bildenden Kunst, von F. Sickler und C. Reinhardt, Rom 1810) seine antiq. topographische Charte von Italien, und in der neuesten Zeit sein Angriff des Systems von den cyclopischen Mauern nur dazu, ihn als einen eben so scharfsinnigen als gründlichen und gebildeten Kenner des Alterthums und besonders Italiens zu beurkunden und darzustellen*). Der Gegenstand selbst ist dieser:

Seine Verehrer begeistert Baachus auch im Orkus, und glücklich leitet sein Dienst sie in die Gefilde der Seligen, das wollte der alte Künstler sagen, (man s. S. 21) und so sprach er es in den folgenden Basreliefs aus.

Zuerst ein Gastgelage *symposion*. Man sieht acht bärtige Männer (die zweyte liegende Figur

*) Man kann Hrn. Sickler nicht Dank genug wissen für seine *Lettres* an Hrn. Millin über diesen Gegenstand. Diese Manie, trotz einer ihr Art, und die auch Personen des schönen Geschlechtes unter ihren Verfechtern zählte, hat sich, wie es scheint, so ziemlich gelegt.

von unten ist unbärtig gebildet: der Hr. Verf. sagt aber doch *virī barbati octo*) auf einem *triclīnium* gelagert, den mittleren mit verschleyertem Haupte. Ihre Blicke sind auf eine tanzende weibliche Figur gerichtet, hinter welcher man auf einem einfüßigen kleinen Tischchen und unter demselben mehrere Trinkgefäße aufgestellt sieht. Noch sieht man von zwey Figuren den Obertheil, wovon die eine mit den Händen den Tact schlägt. — Rec. übergeht was über die tanzende Figur gesagt ist, und bemerkt nur die Form des Rhyton, welche sich wohl öfter auf den altgriechischen Vasen findet, hier aber auf einem kleinen Gestelle zu ruhen scheint.

Zweytes Basrelief. Drey Todengerippe, wovon das eine den Tact mit den Händen schlägt, die beyden andern in einer tanzenden Bewegung zu seyn scheinen. Der Verf. bemerkt hier die von unserer jetzigen verschiedene Bildung der Todtengerippe, sie sind nämlich mit Fleisch überzogen, aber nur in so weit als man sich sonst keine Bewegung der bloßen Gebeine denken kann. Der Hr. Verf. fährt weiter fort: *et nullus dubito, quin sceleti omnes, motum et actionem aliquam exercentes, qui antiqui perhibentur, simili modo facti et efficti sint; —* der Zusatz *motum et actionem aliquam exercentes*, ist sehr gut, sonst dürfte z. B. gleich der Stein bey *Buonarotti* (*Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro etc. Firenze 1716 pag. 193*), an dessen Ächtheit sich übrigens kaum zweifeln läßt, in geradem Widerspruche stehen *).

*) Rec. bemerkt hier ein griechisches Epigramm (*Brunks Analecta Tom. II. pag. 184. I.*) Πολεμωνος Βασιλεως überschrieben, dessen Gegenstand ein geschnittener Stein mit einer Brodkrume, Flasche und einem Kranze neben einem Todtenkopfe:

Ἡ πτωχῶν ρυτὴ χερσὶ παροπλῆ, ἀετο-
λάγυρος
Αὐτῆ, καὶ δροσερῶν ἐκ πετάλων γέφυρος.
Καὶ τοῦτο φθιμένοιο προάσιον ἱερὸν ὄσειν,
Ἐγκεφάλου ψυχῆς φρούριον ἀκρότατον
ΠΙΝΕ λέγει τὸ γλύμμα, ΚΑΙ ΕΣΘΙΕ, ΚΑΙ ΠΕ-
ΡΙΚΕΙΣΘ
ΑΝΘΕΑ. ΤΟΙΟΥΤΟΙ ΓΙΝΟΜΕΘ' ΕΞΑΠΙ-
ΝΗΣ.

Vielleicht dürfte in Bezug auf dieses kleine Gedicht, welches *Buonarotti* nicht anführt, das was er dort für eine Blase, *segno della fralezza della vita umana* hält, richtiger für ein Brod erklärt werden.

Etwas verschlungener ist die Vorstellung der dritten Tafel. Man sieht zuerst den bärtigen *Caron* gegen seinen Kahn gewendet auf einem Steine sitzen, in der Linken ein Ruder, ihm zur Seite den dreyköpfigen *Cerberus*. Hinter ihm ist eine große stehende weibliche Figur mit einem langen Schleyer, über dem Haupte eine Lotusblume, mit beyden Händen eine lange Rolle haltend. Hauptperson scheint eine tanzende Figur in heftiger Bewegung zu seyn, die ganz in sich und ihre Begeisterung versunken, keinen Sinn für die Umgebungen zeigt. Die Scene wird auf einer Seite durch Felsen und einen Baum geschlossen, vor welchem drey Figuren: eine bärtige in der Handlung des Tactschlagens. Noch ist im Hintergrunde eine schreitende weibliche Gestalt zu bemerken, in einem langen Gewande.

Der Hr. Verf. sieht hier eine Scene in den glücklichen elysäischen Gefilden, erklärt die stehende weibliche Gestalt mit der Lotosblume für die *Isis, mortuorum deprecatrix*; die Rolle selbst für ein Verzeichniß wovon die verschiedenen Lebensumstände des Verstorbenen, seine Geburt, Abstammung, Lebensweise u. s. w. eingetragen sind, welches letztere unter vielen andern auch durch eine Stelle aus *Böttiger's* Ideen zu einer Archäologie der Malerey erläutert wird, daß man den geweihten Mumien, zuweilen eine ganze Litaneey, die Gebetsformeln und Lieder, die bey den Einweihungen und Adorationen gewöhnlich waren, als Passeport für das Schatten- und Todtenreich mitgegeben habe.

Man hat demnach auf der ersten Tafel ein *Symposium* der Eingeweihten zur Feyer des *Bacchus* zu sehen, dessen Mysterien die weibliche Figur im Tanze vorstellt. (*Caena vel convivium simplex esse non poterit, nam praeter vasa ad Bacchi cultum et sacra unice pertinentia, alia nulla utensilia videre hic licet.*)

Auch die tanzenden Gerippe feyern die Mysterien des *Bacchus*, zum deutlichen Anzeichen, *morte non omnia finiri, sed animorum existentiam in tenebrarum regno etiam perdurare, laetorem initiatis.*

Auf der dritten Tafel endlich: *animorum felicitas summa e Bacchicis sacris in Hade quoque percipienda, depingitur. Puella enim orgia saltat, et accepta caeteris umbris advenit.*

Soll das Gesagte seinen Grund haben, so werden hauptsächlich zweyerley erfordert: einmahl muß die Wirklichkeit des *Bacchus*-Dienstes in diesen Gegenden erwiesen; dann aus dem Innern der Lehre gezeigt werden, in wie fern dieser Dienst nach den damahligen Begriffen mit dem Leben jen-

seits in Verbindung stand *). Der erste Theil zwar, welchen der Verf. übrigens mit Beweisstellen aus dem *Livius* (Buch XXXIX, wo von den Bacchanalien) aus *Plato*, den bekannten Versen aus *Sophokles Antigone* (Πολυώρυγε — — Κλυτάν' ὅς ἀμύρεταις - Ἰταλίων) durch das Zeugniß der Münzen, und sehr passend auch durch das der sogenannten etruskischen Gefäße belegt, schien vielleicht keiner besondern Ausführung zu bedürfen, da man die Sache allenfalls für bekannt voraussetzen konnte; um so wichtiger war die zweyte Untersuchung, und man folgt dem Hrn. Verf. mit Vergnügen, sollte man gleich gerade hier etwas mehr Ausführung wünschen.

Fabula omnis Dionysiaca, sagt der Verf., *cum orgiis et initiis ad sacra antiquissima adhibitis, immortalitatis doctrinam, a veteribus, pro viribus illius aevi exultam, tradidisse et exposuisse videtur.* — Aus Aegypten und nicht aus Griechenland oder Phrygien muß ihr Ursprung geleitet werden, denn dort behauptet *Osiris*, vom *Typhon* getödtet und zerstückelt, von dem *Anubis* und der *Isis* in einen Kasten geschlossen und bestattet, in dem unterirdischen Reiche eine ewige, unumschränkte Herrschaft, und bereitet den Seinigen Sieg. Die Schaar der Schatten führt *Anubis* (der *Hermes Psychopompos*) an, *Isis* begleitet und beschützt sie. Aber dieser Vergünstigung werden nur die Eingeweihten theilhaft, *qui apud inferos et eorum Osiride sacrorum suorum fidem faciunt, tum corporis habitu Osiridi cum componeretur simillimo, tum charta in qua initiationis testimonium, mores, pietas et dona Osiridi oblata scribebantur.* Was hier aber vom *Osiris* gesagt worden, hat seine volle Anwendung auf den *Dionysus*-Dienst; denn *Diodor* sagt bestimmt (*lib. I. c. 96.*) τὴν Ὀσιριδος τελετὴν τῆ Διονύσου τὴν αὐτὴν εἶναι — — τῶν ὀνομάτων μόνον ἐνηλλαγμένων. (Reenwunderte es diese Stelle nicht bey dem Verf. zu finden).

Die Lehre von dem künftigen Zustande der Seele verlorh sich nach und nach aus diesen Mythen, und es blieb nur der Dienst *Dionysus* als Vaters des Weines, mit dem Rest einiger alten Gebräuche. Daher geschieht auch in dem *Mythus* der Griechen vom *Orkus*, des *Dionysus* und

*) Zum Scheine wirft sich der Hr. Verf., bevor er zu der folgenden Untersuchung schreitet, die Frage auf, ob nicht, da Tanz allen drey Vorstellungen gemein sey, seine Verherrlichung des Künstlers letzter Zweck gewesen? Besser wäre vielleicht jede Anspielung auf einen solchen Gedanken unterblieben — — besonders, was von den bärtigen, höchst zu verehrenden Weisen gesagt ist.

der *Isis* keine Erwähnung; — und bald war das Ganze auf den Bacchischen Tanz allein beschränkt *).

So war der Gang in dem eigentlichen Griechenland. Anders stand es mit den Colonien. Dort, die noch vor Abschaffung der Orgien das Mutterland verlassen hatten, erhielt sich die Lehre in ihrer vollen Reinheit. — Die Verehrung des *Dionysus* war in Großgriechenland und Sicilien größer als in dem eigentlichen Griechenland, daher in jenen Gegenden mit Beziehung auf diesen Gegenstand so viele Münzen, daher diese vielen Bacchischen Gefäße, daher endlich die vorliegenden Basreliefs, worauf: *Dionysi seu Osiridis mysteria, id est doctrina de animorum post mortem statu, sculpturae ope clare nobis proponuntur.*

Man sieht, der Verf. leistet, was er verspricht: doch dürfte vielleicht mancher Leser eine ergreifendere Durchführung des eigentlichen Gegenstandes ungern vermissen.

Die zuletzt noch folgenden Bemerkungen über das zweyte Basrelief, mit der wirklich auffallenden Erscheinung der drey Todtengerippe, sind nichts weniger als erschöpfend. — Dachten die alten Griechen sich ihre Todten unter dieser Gestalt? Beym *Homer* erscheint *Patroklus* dem *Achilles* (*Il. XXIII. v. 65 sqq.*)

Ἦλθε δ' ἐπεὶ φύχῃ Πατροκλῆος δειλοῦ,
Πάντ' αὐτῷ, μέγεδος τε καὶ ὄμματα κῆλ', εἴκοσα,
καὶ φωνῆν, καὶ τοῦα περὶ χροῖ εἴματα ἔσο.

Der Hr. Verf. setzt den gelehrten Streit, der einmahl *Klotz* und *Lessing* entzweyete, über die *Bildung des Todes* bey den Alten, und was *Herder* darüber sagte, recht gut auseinander, schließt aber wohl etwas zu kurz:

Harum sententiarum sibi invicem oppositarum censu peraeto atque monumento nostro, sicuti par est, simul ponderato, nuno liquere pulo, viros doctissimos in aliquot partibus commentationum suarum parum recte vidisse. Lemures in hoc monumento efficti, et carchaemonibus sane minime accensendi, hanc tamen litem componant.

*) Die alten thrazischen Orgien weichen, so wie alle *sacra ἐνδοστιαικά*, den bessern Staatseinrichtungen. An ihre Stelle treten die doppelten Weihen zu Eleusis, und überhaupt die strengen *τελεταί* etc. Den mythischen Tänzen, Farcen und Mummereyen der ursprünglichen Bacchusfeyer, entkeimte im *Cothurn* und *Soccus* *Tragödie* und *Comödie*, an den *Dionysien*-Festen, und nur in *Satyr*-handlungen blieb ein Anklang Bacchischer Sippschaft etc. *Böttiger* Id. z. e. Archäol. der Mählerey, S. 187.

Rec. hat noch einige Bemerkungen nachzuholen: S. 16 schlägt Hr. Sichler die Ableitung des Namens *Italia* von dem Griechischen *Ἰταλός*, so viel als *εὐμενής*, fest, unveränderlich vor, so das man gleichsam das Volk *Ἰταλοί* oder *Ἰταλοί* geheissen hätte, nachdem es von der herumirrenden Lebensart der Nomaden, zu dem stäten Leben der Ackerbauer übergetreten. Den *Hesychius* (*Ἰταλός*) hat der Hr. Verf. für sich. Bis jetzt leitete man den Namen entweder von einem Fürsten *Italus*; oder *Italia*, gleichsam *Vitalia*, *a vitulis dicta*, oder endlich von *Ἰταλός*, *taurus* ab. *Varro R. R. II. 5. Bos in pecuaria maxima debet esse auctoritate, praesertim in Italia, quae a bubus nomen habere sit existimata. Graecia enim antiqua taurus vocabat Ἰταλός, a quorum multitudine et pulchritudine, et foetu vitulorum, Italiam dixerunt.*

S. 17 will der Verf. den *Hebo* nicht wie bis jetzt von *ἠέβω*, sondern von *Ἄπις*, *Ἡπύς* hergeleitet wissen; so das unter dem Bilde des Stiers mit dem härtigen Menschengesichte *Apis* und *Osiris* zugleich wären verehret worden.

Digitibus S. 12 und *Lactabundae eam recipiunt caeteri mystae* S. 23 sind Druckfehler. Einige Ausdrücke fielen dem Recn. auf, z. B. *existencia historica, tendines*.

Schöne Wissenschaften.

Dramatische Beyträge, von *Theodor Körner*. Erster Band. Wien 1813. Im Verlage bey *Johann Baptist Wallishauser*. 184 S. in 8.

Wenn ein angehender Dichter die Gaben seiner Muse anspruchslos und unbefangen, wie es hier geschieht, dem Publicum vorlegt, wenn er ferner manche Zeichen eines schönen Talentes verräth, und so beynahe gewiß seyn kann, das ihm die allgemeine Zuneigung entgegenkommen werde, erhält das ernste Antlitz der Kritik, ihm und wohlwollenden Lesern gegenüber, eine unfreundlichere Gestalt als sonst, wenn sie etwa als Rächerinn des Übermuths oder der Erbärmlichkeit auftritt. Nicht gerne wird sie in dem frohen Kreise gesehen, der sich, Beyfall und Liebe spendend, um den Dichter versammelt; dennoch scheut sie sich nicht, auch hier, unbekümmert um augenblicklichen, leidenschaftlichen Unwillen, einzutreten, und ein ernstes Wort der Wahrheit zu verkündigen.

Gewöhnlich trifft junge Dichter der Vorwurf der Ungeschicklichkeit; unsichere Handhabung des Verses nicht allein, mehr noch Unbeholfen-

heit im Ausdruche ihrer Ideen, Überschwänglichkeit der Empfindung, starre Regungslosigkeit der Handlung selbst, die sie darstellen, fällt ihnen zur Last, und ward fast immer für sie der Keim der Mißgunst und Verfolgung. Hrn. Körner können diese Fehler nicht zur Last gelegt werden; im Gegentheile bewegt er sich mit einer Freyheit und Leichtigkeit, welche ihn zum Liebling der Schaubühne erhob, und die Anfangs beynahe befremdet, da sie dem Gang der Entwicklung des Dichtertalentes selbst zu widersprechen scheint. Es ist nämlich der plötzlich und ungestüm erwachende Drang junger Gemüther, die von der Schönheit entzündet und begeistert, dieselbe darzustellen streben, durch die Stärke seiner Natur selbst die einzige Ursache anfänglicher Unbehülflichkeit; denn die Gabe der Ausführung steht mit der Gewalt jenes mächtigen Triebes noch nicht im Verhältnisse der Gleichheit; der noch dunkel und verhüllt strömende Quell der Begeisterung strebt gleichsam mit Gewalt die Decke zu sprengen, und kann so nur brausend und trübe das Licht des Tages begrüßen. Darum aber gerade, weil dieß Gebräuse, diese Getrübnis und Unruhe Zeichen einer zwar noch ungebändigten doch reichen Kraft sind, haben Kenner der Kunst und des menschlichen Herzens sie von jeher als freudige Zeichen künftiger Trefflichkeit betrachtet, und, wenn andere schmälten und tadelten, sie Beyfall rufend willkommen geheissen. Andere nicht weniger edle Geister haben bey ihrer ersten Erscheinung durchgängige Ruhe gezeigt, welche Manche für Mangel des Lebens gehalten haben, weil sie die Tiefe des Dargestellten nicht ergründen mochten. Wie aber ein See des Gebirgs, aus geheimen reichen Quellen genährt, auf seiner Oberfläche nur Ruhe und Regungslosigkeit zeigt, im Laufe der Zeit aber höher und höher anschwillt, bis er hemmende Felsen durchbricht, und zum mächtigen Strom wird, so haben solche Dichter zur Zeit der männlichen Reife eine Fülle der Kraft gewiesen, welche die scheinbare Ruhe ihrer Jugend nicht hoffen liefs. Auch dieser Gattung der Dichter mag Hr. Körner nicht leygezählt werden: vielmehr ist dasjenige, was ihn charakterisirt, leichte Beweglichkeit bey grossem Mangel der Tiefe. Immer ist es die äufsere Wirkung, der so genannte Effect, wornach er strebt, und welchem er alles aufopfert. Im Ausdrucke tieferer Gefühle wohl leidenschaftlich, aber ohne jenen die Kraft des Gemüths bezeichnenden heiligen Ernst; bey Darstellung heiterer Scenen und Empfindungen lose, leichtsinnig und unbedachtsam, ohne zu den tiefern Quellen des Scherzes, den grosen Gegensätzen des Lebens nämlich, die sich in Tugend und Laster, Weis-

heit und Thorheit scheinbar ohne die Harmonie des Daseyns stören zu können, widerstreiten, hinabzusteigen, begnügt er sich mit Darstellung kleiner Mißverhältnisse, ganz den oberflächlichen Mustern des Auslandes folgend. Der Mangel, der ihm im Lustspiele zur Last fällt, ist eben wider der Ernst; denn der Scherz ist nur der Gegensatz oder die Rückseite desselben, und mag ohne jenen nie in voller Kraft sich entfalten.

In diesem ersten Bande hat Hr. Körner vier Stücke geliefert. Das erste, *Toni*, ein Drama in drey Aufzügen ist eben darum kein Kunstwerk, weil es die Natur des so genannten Drama, einer Zwittergattung des Trauerspiels, nur zu sehr überall an sich trägt. Die Rettung eines, zur Zeit der Verfolgung der Weissen auf St. Domingo in die Gewalt der Neger gerathenen Jünglings, durch *Toni*, die Tochter einer von ihrem weissen Gemahle verlassenem, von Rache brennenden *Mestize*, ist der Gegenstand der Handlung. Sie ist durchaus in der Manier der Rettungsgeschichten, womit wir seit lange wie überschwemmt sind, ausgeführt; in dem einen unterscheidet sie sich, daß eine edlere Sprache uns aus dem Werke entgegen kommt, daß zu Zeiten Gedanken, Empfindungen einer schönern Art, als wir gewöhnlich in diesen ephemeren Erscheinungen erblicken, wie helle Blitze die trübe Nacht des Ganzen auf Augenblicke erhellen. Die Schwäche der Charakterisirung sucht sich indeß vergebens, mit diesen Schimmern geschmückt, dem Auge zu entziehen, und wird vielmehr dadurch nur um so klarer und unzweydeutig-r. Der Charakter der *Mestize*, die immer von ihrem Wunsche, sich an allen Weissen zu rächen, spricht, verräth durch dieß viele Reden von der Sache, wie wenig ihn der Dichter solid begründet fühlte; die übrigen Charaktere sind eigentlich selbst ohne Anspruch auf Charaktere gearbeitet. Das Ganze macht auf das tiefere Gefühl jenen ungünstigen Eindruck, welchen immer, auch im Leben, jede Begebenheit zurückläßt, wo nach vielfältiger Bedrohung des Unglücks dieses sich zurückzieht, ohne die Bedrohten selbst im Streite mit Kraft ausgestattet zu haben. Der Glanz der Freude, den eine derley Rettung hervorbringt, verschwindet vor dem Gedanken der Möglichkeit des wieder zurückkehrenden Unglücks, man verläßt das Stück ohne das dem Trauerspiele eigene Resultat innerer Stärke, wohl aber mit Ermattung.

Die beyden kleinen Lustspiele: die *Braut* und der *grüne Domino* sind von jener Gattung des neuesten Lustspiels, das sich mit einer, zwey, oder höchstens drey Personen begnügt, um einige Scherze der Verkleidung oder einer auf Mißverständnis-

sen beruhenden Intrigue in Alexandrinern schwerfällig im Hammer-Tacte durchzuführen. Wenigstens könnte hier eine sorgfältige Behandlung des Verses gefordert werden, welche aber Hr. Körner nicht eigen ist. Denn wenn ihm gleich nicht Ungeschicklichkeit in Behandlung des Verses zur Last fällt, so verdient er doch um so mehr den Vorwurf einer durchgängigen Nachlässigkeit; welche im Alexandriner, einer Versart, deren Behandlungsweise eigentlich noch nicht aufgefunden wurde, am unangenehmsten auffällt.

Das kleine Nachspiel, *der Nachwächter*, eine Posse in einer, die Ohren mit Gepolter unregelmäßiger Dactylen betäubenden, ganz undramatischen Versart, ist eben nichts anderes, als eine Posse. Der bereits oft verbrauchte Scherz, einen alten Vormund um sein junges Mündel zu prellen, ist zwar nicht ohne witzige Details hier in die Scene gebracht; doch schadet dieser Posse theils die Versart selbst, theils die offene hervorblickende Begierde des Dichters, unmäßiges Lachen zu erregen, welches endlich den Hörer oder Leser auf sich selbst aufmerksam machen, und vielmehr zum Ernste stimmen muß.

Bey diesen gerügten Grundfehlern eines Dichters, der durch die Leichtigkeit und Schnelle der Production, so wie durch allerdings glänzende Einzelheiten Aufmerksamkeit erregte, welchem nirgends die Absicht nach seinen Einsichten redlich das Beste zu leisten, abgesprochen werden kann; der ferner nirgends ein unmoralisches Streben zeigt, und bey der Lebhaftigkeit und Beweglichkeit der Phantasie wenigstens die Hoffnung erregen muß, daß er in Zukunft vielleicht auf andern Bahnen glücklicher seyn werde, glaubt Rec. den Rath an seiner Stelle, daß sich der Dichter für längere Zeit von der Bühne entfernt halten, und durch sorgfältiges Studium in die Tiefen des Lebens einzudringen versuchen solle. Nicht die Geschichte wird ihm dieses gewähren können, da er zu leicht nur die Oberfläche der Begebenheiten aufgreift, nicht auch das Studium großer Meister der Kunst, von welchen er nur die Gabe des Effects zu entlehmen pflegt: wohl aber das Studium der Philosophie, der Mutter erhabener Gefühle, die mit Erforschung des Daseyns und seines Gründers in der Brust des Menschen erwachen, und auf das unvergänglichste, was er besitzen kann, auf *Erkenntniß*, gegründet sind.

Und da Rec. bey großer Strenge dieses Urtheils dennoch die frohe Überzeugung besitzt, nicht durch Nebenrücksichten kleinlicher Art, vielmehr von Wohlwollen gegen den Dichter selbst geleitet worden zu seyn, glaubt er zu dessen Bekräftigung auch seinen Namen nicht verschweigen zu sollen.

M. v. Collin.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 54.

Dienstag, den 6. Julius

1813.

Rechtsgelehrtheit.

Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern. Erster und zweyter Theil. München, 1813. Bey der Redaction des allgemeinen Regierungsblattes. X und 384 S. in 4.

Wir eilen, die Anzeige dieser wichtigen Erscheinung im Fache der Rechtsgesetzgebung Deutscher Staaten den Lesern der Wiener Literaturzeitung zu liefern. Rec. hofft denselben, in so fern sie Österreicher sind, durch diese Beschleunigung um so mehr einen angenehmen Dienst zu leisten, je mehr dieses Strafgesetzbuch, wie die Folge zeigen wird, mit Rücksicht auf das vor zehn Jahren erschienene Österreichische bearbeitet worden ist.

Es soll zuerst die Ökonomie des Werkes im Ganzen dargelegt, und dann sollen aus den Theilen desselben einzelne merkwürdige Anordnungen ausgezogen werden. Rec. wird hie und da seine abweichende Meinung nicht verhehlen; bescheidet sich aber, daß er nach Erscheinung eines *Exposé des motifs* dieses Gesetzbuches, etwa von einem Mitgliede der Münchner Gesetz-Commission, über manchen Zweifel auf gleiche Weise Beruhigung finden werde, wie sie den Beurtheilern des Österreichischen Strafgesetzbuches durch die jährlichen Beiträge zur Gesetzkunde und Rechtswissenschaft in Österreich von Hrn. v. Zeiller verschaffet worden ist. Eine ausführliche Würdigung eines so umfassenden, so sorgfältig gearbeiteten Werkes, in einer auf alle Fächer sich verbreitenden Literatur-Zeitung, und so früh, wird niemand erwarten.

Das Ganze zerfällt zuoberst in zwey Theile: von Verbrechen und Vergehen, und vom Prozesse in Strafsachen. Der erste Theil enthält drey Bücher: allgemeine Bestimmungen über Verbrechen und Vergehen; besondere Bestimmungen von Verbrechen und deren Bestrafung; von Vergehen und deren Bestrafung. Der zweyte Theil enthält eine Einleitung mit allgemeinen Bestimmungen, und zwey Siebentes Heft.

Bücher, wovon das eine von dem Prozesse bey Verbrechen, das andere von dem Prozesse bey Vergehen handelt.

Die allgemeinen Bestimmungen des ersten Buches im ersten Theil betreffen: die unerlaubten Handlungen und deren Bestrafung überhaupt; die Vollendung derselben, den Vorsatz und Urheber bey denselben; den Versuch, die Fahrlässigkeit und Theilnahme; die Zumessung der Strafen und die Milderungs- und Schärfungsgründe; die Gründe, welche die Strafbarkeit aufheben.

Die Verbrechen theilen sich in private und öffentliche. Erstere sind zurückgeführt: auf Verbrechen wider das Leben Anderer; auf Beschädigungen und andere Mißhandlungen an der Person; auf Beeinträchtigungen des Eigenthums; auf Beschädigung desselben; auf Beeinträchtigung fremder Rechte durch Betrug oder Untreue. Letztere (die öffentlichen Verbrechen) greifen an: entweder das Daseyn und die Sicherheit des Staates, oder dessen Ehre, oder eine Obrigkeit, oder den öffentlichen Frieden, oder die öffentliche Treue, oder das öffentliche Eigenthum, oder es sind besondere Verbrechen der Staatsbeamten und öffentlichen Diener. Die Vergehen sind auf ähnliche Art ein- und untergetheilt.

Die allgemeinen Bestimmungen des zweyten Theils reden: von dem Verfahren in Strafsachen überhaupt; von dem Verhältnisse derselben zu den Civil-Sachen; von der Strafgerichtsbarkeit; von dem Verhältnisse der Strafgerichte unter sich, von dem Verhältnisse der Polizey-Behörden zur Strafgewalt. Das erste Buch dieses zweyten Theiles handelt in acht Titeln: von den Criminal-Gerichten; von der Untersuchung überhaupt; von einzelnen Untersuchungshandlungen; von dem Beweise; von dem Urtheile; von dem Verfahren wider Abwesende und Flüchtige; von dem Verfahren bey Verbrechen der Staatsbeamten und anderer öffentlichen Diener; von dem Standrechte. Das zweyte Buch enthält bloß zwey Titel: von der Untersuchung der Vergehen; von dem Urtheile und den Rechtsmitteln gegen dasselbe.

(Jedermann, der für so etwas Sinn hat, wird es mit Vergnügen bemerken, wie sehr man sich beflissen hat, nicht nur den Stoff im Großen wissenschaftlich zu ordnen, sondern die Ordnung auch dem Leser auffallend zu machen. Das nämliche Vergnügen empfindet man auch bey den einzelnen Theilen, auf welche nun nach ihren merkwürdigeren Anordnungen ohne fernere ermüdende Wiederholung der Rubriken, unter denen letztere angetroffen werden, Bedacht zu nehmen ist.)

Strafbare Handlungen unterscheidet dieses Gesetzbuch dreyerley: Verbrechen, Vergehen und Polizey Übertretungen. Zu den ersten gehören bloß Rechtsverletzungen, wenn sie vorsätzlich und so wichtig sind, daß sie mit den schwersten Strafen bedroht werden mußten. Zu den zweyten werden auch noch bloß Rechtsverletzungen gerechnet, jedoch nur die unvorsätzlichen, oder die vorsätzlichen, welche mit geringen Strafen geahndet werden. Die dritten bestehen aus Handlungen und Unterlassungen, welche an sich niemandens Rechte verletzen, doch wegen der Gefahr für rechtliche Ordnung und Sicherheit unter Strafe geboten oder verboten sind, und aus den geringsten Rechtsverletzungen. Gegenstände dieses Strafgesetzbuches sind bloß, die zwey ersten Arten strafbarer Handlungen. — Criminal-Strafen sind: Tod; Ketten-, Zuchthaus-, Arbeitshaus-, Festungsstrafe; Dienstentsetzung, oder Unfähigkeitserklärung zu allen Würden. Strafen der Vergehen sind: Gefängniß; körperliche Züchtigung; Vermögensstrafe, und einige andere geringere Übel. Die Todesstrafe besteht in der Enthauptung, (durch welches Werkzeug, ist nicht gesagt,) und kann durch Ausstellung auf den Pranger unmittelbar vor der Hinrichtung verschärfet werden. (Obschon diese Ausstellung nur durch eine halbe Stunde dauert, so scheint sie doch hart, und oft unausführbar zu seyn). Sie benimmt das Recht zu einem letzten Willen und zur Schenkung unter Lebenden. Die Kettenstrafe dauert lebenslang und begreift (in der Regel) öffentliche Arbeit, den bürgerlichen Tod. (selbst mit bürgerlicher Auflösung der Ehe) und öffentliche Ausstellung in sich. Die Zuchthausstrafe benimmt das Recht der Verfügung über das Seine, und dauert entweder bestimmte Zeit (zwischen 8 — 20 Jahren) oder unbestimmte Zeit, (d. i., sie enthält die Hoffnung auf Begnadigung nach 16 Jahren, wegen durch 10 Jahre ununterbrochen bewiesener Besserung). Unter Voraussetzung der letzteren kann auch der auf bestimmte Zeit zum Zuchthause Verurtheilte nach Verlauf von $\frac{1}{3}$ der Strafzeit Begnadigung hoffen. Die Zuchthausstrafe kann, einzeln oder verbunden, durch öffentliche Ausstellung, körperliche Züchtigung, durch jährliches Zuchtgefängniß zwischen 3 — 8 Tagen zur Zeit des begangenen Verbrechens

verschärfet werden. Die Arbeitshausstrafe fordert ein abgesondertes Gebäude, dauert von 1 — 8 Jahre, läßt Begnadigung nach drey Viertheilen der Zeit, und ähnliche Verschärfungen, wie die Zuchthausstrafe, zu. Die Festungsstrafe wird nach Umständen statt einer der drey vorhergehenden Freyheitsstrafen verhänget. Außer der Dienstentsetzung und Unfähigkeitserklärung zu Ehrenstellen, gibt es auch noch: Dienstentlassung, Degradation, Widerruf, Abbitte, und gerichtlichen Verweis als Ehren- oder Demüthigungsstrafen. Die körperliche Züchtigung geschieht mit Ruthen auf den Rücken, und besteht in höchstens 50 Streichen. Die Gefängnißstrafe (oder auch der ihr gleichgestellte Festungs-Arrest) dauert höchstens zwey Jahre, fordert einen vom Arbeitshause getrennten Ort, verpflichtet, nach Möglichkeit, bloß zu Berufsarbeiten, läßt Verschärfungen durch harte Lagerstätte und schmale Kost zu, und kann, wenn sie nicht über ein Jahr beträgt, aus Rücksicht auf den Nahrungsstand des Sträflings, oder das Fortkommen seiner Familie dergestalt verkürzt werden, daß beyde Verschärfungen zusammen der doppelten Strafzeit gleichgeschätzt werden. Eine ähnliche Verwandlung des Gefängnisses hat gegen ausländisches Gesindel Statt. Die Vermögensstrafen sind: Geldbußen; Confiscationen einzelner Sachen; Verlust einzelner einträglicher Rechte. Bey Geldstrafen hat, in Rücksicht gewisser Personen, Verwandlung in Gefängniß dergestalt Statt, daß fünf und zwanzig Gulden Bayerisch einem einfachen Gefängnisse von acht Tagen gleich gelten. — Nach sorgfältiger Erklärung, was und wie vielerley Vorsatz, Fahrlässigkeit, Urheber, (wobey auch der Gemeinden erwähnt ist) Gehülfe, Vollendung, Versuch sey, ist sogleich der Einfluß dieser Eigenschaften auf die Bestrafung mit möglichster Genauigkeit im allgemeinen angegeben. Dasselbe gilt von den Milderungs- und Schärfungsgründen. Die Gründe, wodurch eine Handlung entweder unsträflich, oder deren Strafbarkeit getilgt wird, sind vollständig (z. B. auch mit Inbegriff der Nothwehre und Verjährung) und mit Bedacht auf die nothwendigen Beweise zusammengestellt.

Bey den einzelnen strafbaren Handlungen werden gewöhnlich mehrere Grade unterschieden, und wird jedem derselben seine Strafe zugewiesen. Privat-Verbrechen wider das Leben sind: vorsätzliche Tödtung überhaupt; insbesondere: Mord, (charakterisirt durch Vorbedacht oder Überlegung) mit Inbegriff des qualificirten; einfacher Todschlag (ohne Überlegung und Vorbedacht); Kindermord (eines unehelichen, neugebornen, lebensfähigen? Kindes durch seine Mutter); Tödtung des Kindes in der Geburt; Tödtung im Mutterleibe oder Abtreibung der Frucht, Aussetzung (erweitert auf hilflose Personen überhaupt). Bey die-

sen Verbrechen ist von der Todesstrafe ein ausgedehnter Gebrauch gemacht, als in Oesterreich. Verbrecherische Mißhandlungen der Person sind: Körperverletzungen gewisser Art; Mißbrauch einer Person durch Nothzucht, oder unfreywillige Unzucht; Kränkung der persönlichen Freyheit durch widerrechtliches Gefangenhalten, Menschenraub, Entführung; Mißbrauch rechtlicher Privat-Gewalt durch Überschreitung des Züchtigungsrechts, oder durch Verführung zur Unzucht. Durch Nothzucht kann Todesstrafe verwirkt werden. Unter der Rubrike: Beeinträchtigung des Eigenthums kommen vor: Diebstahl (wobey Erstattung nie ganz von der Strafe befreyt); Unterschlagung des Anvertrauten; Raub, (in gewissen Fällen mit dem Tode bedroht) Erpressung. — Wegen Beschädigung fremden Eigenthums sind Verbrechen: Verderbung von Lebensmitteln zur Bewirkung öffentlichen Mangels; Verbreitung von Viehseuchen; Brandlegung (mit möglicher Straflosigkeit wegen thätiger Reue); Verursachung einer Überschwemmung; Anlegung einer Pulvermine. — Die Beeinträchtigung fremder Rechte durch Betrug (bey welchem ausdrücklich bemerkt ist, wann er bloß nach bürgerlichen oder doch nur nach Polizey-Gesetz zu beurtheilen sey) begreift den Betrug zum Nachtheil fremden Eigenthums, und den Betrug an der Person oder dem persönlichen Zustande (der Ehe, der Familie, dem guten Nahmen durch Verläumdung). — Unter Beeinträchtigung fremder Rechte durch Untreue kommt vor: Untreue der Vormünder und Curatoren; Prävarication; Untreue der Gatten durch Bigamie.

Die erste Classe der öffentlichen (nach der Regel des Fortschreitens vom Einfachen zum Zusammengesetzten richtig auf die privaten folgenden) Verbrechen machen vier Grade des Staatsverrathes aus, wovon der höchste Hochverrath heißt, und für die Familie des hingerichteten Verbrechers die Pflicht (warum?) nach sich zieht, ihren Nahmen zu ändern. Die zweyte Classe enthält: Beleidigung der Majestät (durch bezeugte Verachtung); persönliche Beleidigung der königlichen Familie. (Die hier in einem gewissen Falle verhängte öffentliche Abbitte vor dem Bildnisse des Souverän's scheint in Rücksicht des nothwendigen Ernstes bey der Handlung nicht in allen Fällen ohne Bedenken zu seyn). — Verbrechen gegen die Obrigkeit sind: einfache Widersetzung; Aufstand (zu welchem eine Zahl von wenigstens zehn Personen gefordert ist); Widersetzung gegen Justiz- und Polizey, durch verhinderte Gefangennehmung, Befreyung der Gefangenen, Rückkehr eines Verwiesenen. — Der Verbrechen wider den öffentlichen Frieden im Staate gibt es zwey: Störung des Land- und Religionsfriedens. (Bey ersterem ist das Merkmal

der Mehrheit von Personen durch die Zahl zehn näher bestimmt.) — Verbrechen wider öffentliche Treue sind: Fälschung öffentlicher Urkunden; Betrug in Rücksicht der Staatssiegel; Betrug durch Annahmung eines Staatsamtes; Betrug durch Staatsdiener; Münzfälschung; (bey welcher auch eine Geldstrafe, das Vierfache des gezogenen Gewinns, vorkommt.) Verfälschung der Credits-Papiere. Entwendung öffentlicher Gelder, und Beschädigung öffentlichen Eigenthums machen die letzte Classe der gemeinen Staatsverbrechen aus. — Unter die eigenen Verbrechen der Staatsbeamten gehören insbesondere: Verletzung der Subordination; Bestechung; Bedrückung der Unterthanen; Untreue im Amte.

Bey den Privat-Vergehen gegen die Person verdient bemerkt zu werden, daß eine ledige Person, welche sich mit einer verhehlchten wissentlich verheiratet, und derjenige, der sich eines Beyschlafs mit einem Mädchen unter zwölf Jahren, ohne Gewalt oder Drohung, schuldig macht, kein Verbrechen begehe. — Bey Diebstählen, Unterschlagungen, unerlaubten Beschädigungen und Betrug kommt es auf einen bestimmten Betrag an, ob sie unter die Vergehen zu rechnen seyn oder nicht. Verletzung der Ehrfurcht gegen den Monarchen wird zuweilen nur, Verletzung der Amtsehre zuweilen auch als ein Vergehen erklärt. Eben so gibt es Widersetzungen, Aufstände, Befreyungen der Gefangenen, Störungen des Rechtsfriedens, und Verletzungen der öffentlichen Treue, so wie manche Arten des Mißbrauchs der Amtsgewalt, welche nur als Vergehen geahndet werden. (Des Zweykampfes fand Rec. nirgends ausdrücklich erwähnt.)

Unter den allgemeinen Bestimmungen über den Proceß findet Rec. folgendes besonders auszuzeichnen. Die Untersuchungen über Verbrechen und Vergehen führen königliche Untergerichte; urtheilende Gerichte sind in beyden Rücksichten die Appellations-Gerichte, und zwar in erster und zweyter Instanz (als Ober-Appellations-Gerichte.) Sie bilden zu diesem Ende Senate. Eine dritte, urtheilende Instanz fehlt; jedoch gelangen Strafsachen in gewissen Fällen durch das Justiz Ministerium an den König. (Die Oesterreichische, wiewohl auch noch nicht überall in der Wirklichkeit bestehende, Verfassung mit drey urtheilenden Gerichten scheint den Vorzug zu verdienen.)

Ordentlicher Gerichtsstand des Angeschuldigten ist das *Forum delicti commissi*. — Einen eigenen Gerichtsstand gibt es auch für Civil-Personen wegen Verbrechen, wenn ihnen sonst ein privilegiertes *forum* zukommt; sie werden bey dem Criminal-Gerichte erster Instanz (also bey dem Appellations-Gerichte) untersucht. — Der Beschuldigte darf aus bestimmten gesetzlichen Gründen seinen Untersuchungsrichter ablehnen. — Das Unter-

chungsgericht wird für hinlänglich besetzt gehalten, wenn außer dem Untersuchungsrichter bloß ein beedigter Actuar zugegen ist. (Rec. kennt zwar die Schwierigkeiten sehr gut, welche die in Oesterreich vorgeschriebene Beyziehung von zwey Beysitzern in der Ausführung hat; allein er würde doch Bedenken tragen, dieselbe im Gesetze nicht zu fordern.) — Der Anfang einer Special-Untersuchung ist sorgfältig bedingt: durch gesetzliche Ursachen; durch Erkenntniß des Criminal-Gerichtes selbst, wenigstens in der Regel; durch schriftliche vorläufige Verantwortung und nachträgliche Vertheidigung gegen dieselbe. — Der Verhaft ist ein provisorischer, oder eigentlicher, nach Beschaffenheit des Verdachts gegen eine Person, und setzt in der Regel einen förmlichen Verhaftsbefehl voraus. Selbst der eigentliche Verhaft kann durch Caution mittelst Bürgen oder gerichtlich hinterlegter Pfänder abgewendet werden, wenn keine der drey höchsten Criminal-Strafen bevorsteht. — Die Beygebung eines Vertheidigers am Ende der Untersuchung (bey dem Schlußverfahren,) ist, wenn Todes- oder Kettenstrafe bevorsteht, sogar wider Willen des Inquisiten, befohlen. Der Vertheidiger erhält die Einsicht aller Acten in Beyseyn, und die Freyheit der Unterredung mit dem Gefangenen ohne Beyseyn einer Gerichtsperson.

Bey dem Verhöre erscheint der Angeschuldigte frey von Ketten; er darf sitzen, und muß standesmäßig, z. B. durch Sie, angedet werden. (Eine löbliche Bestimmtheit der Vorschrift, den Inquisiten anständig zu behandeln, für manche Richter.) Ein im summarischen Verhöre abgelegtes Geständniß kann keine peinliche Strafe begründen. — Um zu verhüten, daß Strafen des Ungehorsams eines Inquisiten nicht in eine Tortur ausarten, ist unter andern festgesetzt, daß während der Zufügung derselben nicht nach dem Verbrochen gefragt werden, und selbst ein freywilliges Bekenntniß ungültig seyn, sogar vor der Zufügung einer solchen Strafe dem Inquisiten die Ursache derselben, und daß es nicht wegen Erpressung des Geständnisses geschehe, deutlich vorgehalten werden soll. Bey diesem Gegenstande steht Art. 193 durch einen Druckfehler statt: Veranlassung, Vernehmung. — Die Zeugen werden nach den persönlichen Fragen vereidiget. (In Oesterreich scheint man die Vereidigung derselben aus guten Gründen an das Ende des Verhöres verschoben zu haben.) — Auf die Confrontation darf der Inquisit nicht (wie in Oesterreich) vorbereitet, sondern er muß mit derselben überraschet werden. In den Kapiteln: von dem richterlichen Augenschein, dem Verfahren bey Urkunden und der Haussuchung, giebt Rec. unter andern sehr die bestimmte Aus-

schließung jenes Arztes von der Leichenbeschau, welcher den Verstorbenen in seiner letzten Krankheit behandelt hat, die sorgfältige Vorschrift in Rücksicht der Anerkennung der Urkunden, und über die Versiegelung und Entsieglung der in gerichtliche Verwahrung genommenen beweglichen Sachen.

Bey der wichtigen Materie von dem Beweise verdient im allgemeinen die ausführliche Behandlung derselben bemerkt zu werden. Das System ist: allgemeine Bestimmungen; besondere über den einfachen und zusammen gesetzten Beweis der Schuld mit durchgängiger Berücksichtigung des Unterschiedes zwischen dem Beweise der That und des Thäters, und über den Vertheidigungsbeweis. Bey dem Zeugenbeweise wird zwischen unächtigen und verdächtigen Zeugen und ihrem Werthe unterschieden, und werden über die Collision der Zeugenaussagen bestimmte Regeln aufgestellt, (was auch bey uns in der *Josephinischen Criminal-Gerichtsordnung* geschehen war.) Von den Anzeigungen (Indicien) wird hier sehr schicklich im Zusammenhange nach ihren Unterschieden, und den davon abhängenden Rechtswirkungen gehandelt.

Die Urtheile müssen nach drey abgesonderten Fragen gefället werden: ob die Acten zum Spruche reif; ob der Angeschuldigte schuldig; welche Strafe zu erkennen sey. Über jede dieser Frage einzeln entscheidet die Stimmenmehrheit. Gleich getheilte Stimmen entscheiden über die erste Frage verneinend, bey den zwey übrigen entscheiden sie für die dem Angeschuldigten günstigere Meinung. Bey drey oder mehrfach getheilten Stimmen sind so lang die dem Angeschuldigten nachtheiligsten Stimmen den nächstfolgenden gelindern beyzuzählen, bis absolute Mehrheit herauskommt. Dem Präsidenten gebührt kein Stimmrecht. (Art. 13.) Mögliche Erkenntnisse gibt es viererley: der Unschuld, (wenn es gewiß ist, daß der Angeschuldigte nichts verbrochen habe;) der Nichtschuld, (wenn die Schuld nicht wahrscheinlich ist;) des Verdachts; der Schuld. Das Rechtsmittel gegen die Urtheile besteht in der Revision, (durch das Ober-Appellations-Gericht,) welche aber bey Verurtheilung zu wichtigen Strafen eine nothwendige ist. Die freywillige kann der Präsident des Gerichts zum Vortheile des Staats, und der Angeschuldigte nebst gewissen mit ihm nahe verbundenen Personen zu seinen Gunsten einwenden, so daß in wichtigen Fällen nur eine wiederholte Entsagung von Seite des Inquisiten auf dieselbe giltig ist. Die Ausführung dieses Rechtsmittels muß dem Angeschuldigten sogar im Falle der nothwendigen Revision in der Art, wie die Vertheidigung bey dem Schlußverfahren, gestattet werden. Todesurtheile müssen vom Könige selbst bestätigt seyn, und

werden innerhalb vier und zwanzig Stunden nach der Ankündigung vollzogen, wenn der Verurtheilte sich nicht einen längeren Aufschub erbittet, welcher aber dreymahl vier und zwanzig Stunden nicht überschreiten darf. — Die rechtliche Wirkung der verschiedenen möglichen Erkenntnisse ist mit besonderer Rücksicht auf die Wiederaufnahme der Untersuchung angegeben. Ein für unschuldig Erklärter kann die öffentliche Bekanntmachung des Urtheils fordern. Der von der Instanz Losgesprochene muß vor seiner Entlassung Caution leisten, oder wird unter besondere Polizey-Aufsicht gestellt. Gegen Straferkenntnisse kann jedermann zum Vortheile des Verurtheilten die Wiederaufnahme der Untersuchung fordern, doch hemmt ein solches Gesuch nur die Execution der Todesstrafe. Muthwillige Gesuche dieser Art sind bey einem Dritten mit einer wichtigen Geldbusse bedroht.

Bey dem Verfahren wider Abwesende und Flüchtige ist genau bestimmt, in wie fern die gesetzlichen Folgen seines Ungehorsams, besonders in Rücksicht seines Vermögens, durch das spätere Erscheinen des Ungehorsamen, und ein ihm günstiges Urtheil wieder aufgehoben werden, oder nicht. — Das Eigenthümliche des Verfahrens bey Verbrechen der Staatsbeamten besteht vorzüglich darin. Wegen eines Amtsverbrechens führt die vorgesetzte Behörde des Beamten die General-Untersuchung, und erkennt der königliche geheime Rath auf Special-Inquisition, so wie in der Folge über dessen Revisions-Gesuch.

Zur Besetzung eines Standrechtes gehören fünf Richter, worunter zwey Militär-Personen seyn müssen; zwey Beysitzer; ein Actuar, ein öffentlicher Ankläger. Der älteste Richter aus dem Civilstand führt den Vorsitz mit Stimmrecht. Es gibt dabey keinen Vertheidiger; es wird zum Strafurtheile nur Überzeugung der Richter in ihrem Gewissen (also ohne einen objectiv darstellbaren gesetzlichen Beweis?) gefordert. Bey der Urtheilsschöpfung wird nur über zwey Fragen gestimmt: ob das Verbrechen ein standrechtliches sey, worüber jede Stimmenmehrheit entscheidet, und ob der Inquisit schuldig sey. Die Stimmformeln über die letzte Frage sind: schuldig, unschuldig, zweifelhaft. Das Erste und Zweyte fordert zu seiner Gültigkeit wenigstens eine Mehrheit von vier Stimmen gegen Eine; jeder andere Ausschlag begründet die Nothwendigkeit einer förmlichen Untersuchung. Die Strafe ist der Tod durch die Kugel.

Das Verfahren wegen Vergehen weicht von dem criminellen hauptsächlich in folgendem ab. Die Gerichte handeln dabey in der Eigenschaft von Civilgerichten. Ein Untersuchungs-Arrest hat in der Regel so wenig Statt, als Edictal-Citation, Nach-

eile oder Steckbriefe. Das im ersten Verhöre abgelegte Geständniß des Angeschuldeten genügt zur Verurtheilung desselben, so wie zum Beweise des Thatbestandes. Gegen weniger nachtheilige Urtheile hat aufser der Nichtigkeitsbeschwerde kein anderes Rechtsmittel Statt.

Das bisher Ausgezogene genüget ohne Zweifel, um die Aufmerksamkeit der Sachverständigen auf dieses Gesetzbuch, als ein nach Form und Inhalt ausgezeichnetes Werk seiner Art, zu erregen, ja selbst den Gelehrten und Schriftsteller kennbar zu machen, dem es verstatet war, auf dessen Zustandebringung vorzüglichen Einfluß zu nehmen, und dem es insbesondere die so angenehme wissenschaftliche Gestalt verdankt, welche bloße Geschäftsmänner, so unentbehrlich sie übrigens in Gesetz-Commissionen sind, gewöhnlich nicht genug berücksichtigen. Zum Schluß sey es Beene erlaubt, die sichere Hoffnung zu äußern, daß dieser Straf-Codex, so wie er eine große Wohlthat für das Königreich Bayern ist, auch den übrigen Deutschen Staaten, welche ihre eigenen Strafgesetzbücher haben, bey neuen Ausgaben derselben den Vortheil vergelten werde, welchen sie ihm bey seiner Entstehung verschaffet haben, und daß auf diese Weise gedachte Staaten im freundschaftlichen Wettstreit dem erhabenen Ziele einer vollkommenen Legislation sich immer mehr nähern werden.

Orientalische Literatur.

Über den Inhalt und Vortrag, Entstehung und Schicksale des königlichen Buchs, eines Werks von der Regierungskunst, als Ankündigung einer Übersetzung nebst Probe aus dem Türkisch-Persisch-Arabischen des *Waassi Ali Dschelebi*, von *Heinrich Friedrich von Diez*, königl. Preussischem geheimen Legationsrath und Prälaten, ehemals aufserordentlichem Gesandten und bevollmächtigtem Minister des Königs am Hofe zu Constantinopel. Zum Besten der Almosenkasse bey dem Dom zu Berlin. Auf eigene Kosten. Berlin in Commision der Nicolaischen Buchhandlung. 1811. 214 S. in 8.

Humajunname das kaiserliche Buch, nicht das königliche ist der Titel der türkischen Übersetzung der unter dem Namen der Fabeln *Bidpai's* berühmten in alle neueren Sprachen übersetzten uralten indischen Apologen, deren erste ursprüngliche Gestalt

auch in Europa durch die Übersetzung der *Hitopadesa* bekannt ist.

Eine Abhandlung über den *Inhalt, Vortrag, Entstehung und Schicksale*, sammt einer Probe einer deutschen Übersetzung aus dem Türkischen ist der Inhalt des vor uns liegenden mit vielen schätzbaren literarischen Notizen, aber mit eben so vielen literarischen Irrthümern und paradoxen Einfällen angefüllten Buches. Da Hr. v. D. über die meisten derselben, so wie über die Fehler seiner Übersetzungsproben schon durch andere Recensionen zu recht gewiesen worden ist, so können wir uns um so kürzer fassen, und uns begnügen, bloß auf das Wesentlichste, wodurch in der orientalischen Literaturgeschichte Verwirrung angerichtet werden könnte, aufmerksam zu machen. Dieß betrifft nicht sowohl was über den *Inhalt und Vortrag* selbst gesagt wird, weil die Lesung der beygegebenen Übersetzungsprobe allein genügt den Lesern einen andern und richtigen Begriff von dem eigentlichen Werthe dieses Buchs zu geben, als ihnen Hr. v. D. in seiner blinden Vorliebe für asiatische Weitschweifigkeit und orientalischen Schwulst gerne davon beybringen möchte; sondern vielmehr in dem, was Hr. v. D. über die *Entstehung* und die *Schicksale* wissen und glauben machen will. Er gibt sich die sehr undankbare Mühe, die Ehre der ersten Composition den Indern wegnehmen und dem persischen Vesire *Bisürdschimih* beylegen zu wollen. (Die falschen Etymologien bey *Bisürdschimih* und *Humajun* sind bereits in den *Fundgruben des Orients* III. B. S. 51 und 69, aus einem persischen Werke widerleget worden.)

Mit Hintansetzung aller Quellen persischer Geschichte, welche einstimmig die Sendung des gelehrten Arztes *Barsufe* nach Indien erzählen, wohin er vom persischen Kaiser *Nuschirvan* gesendet ward, diesen Schatz der Weisheit zu hohlen, mit gänzlicher Vernachlässigung *Hadschi Chalfa's* des großen encyclopädischen Bibliographen der morgenländischen Literatur, bemüht sich Hr. v. D. durch willkürliche Verdrehung des Namens *Barsufe* in *Bisürdschimih*!! aus Beyden eine und dieselbe Person zu machen, ohne darauf zu achten, daß die Perser, denen doch am ersten daran gelegen seyn mußte, die Ehre ihrer Literatur empor zu halten, die Entstehung des Werkes einstimmig den Indern zuschreiben, und in dem von verschiedenen Verfn. aufgeführten Verzeichnisse der Werke *Bisürdschimih's* dieser Apologen, welche doch das erste und berühmteste ethisch Werk des ganzen Morgenlandes sind, und an der Spitze aller übrigen stehen mußte, mit keiner Sylbe erwähnen. Wie konnte Hr. v. D. dessen Erudition oft die obscursten Abhandlungen und Dissertationen aus der Gruft seiner Bibliothek in den Noten ans Licht

zieht, die Quellen alter persischer Geschichte und bibliographischer Kritik, das *Schahname* und *Hadschi Chalfa's* Wörterbuch umgehen, und in einer Sache wo ihr Ausspruch allein entscheidet, davon keine Notiz nehmen wollen!

Ob die in dem Eingange vorkommenden Nahmen von indischen Fürsten und Vesiren wahr oder erdichtet seyen, ob es je einen *Bidpai* gegeben habe, lohnt sich vielleicht nicht der Mühe ernstlich zu untersuchen. Alles dieß mag bloße Einkleidung des ersten persischen und zweyten arabischen Übersetzers seyn. Genug der Kern des Werkes ist alt indischen Ursprungs; ob der indische Verf. *Vischnu Serma* derselbe mit *Bidpai* sey, oder in wie weit diesem Werke etwas von dem Inhalte des ältesten im Orient unter dem Nahmen *Dschavidani chired* berühmten, dem ältesten Perserkönige *Huscheng* zugeschriebenen ethischen Werkes einverleibt worden seyn mag, kann uns gleichgültig seyn; so viel wissen wir aus den Vorberichten der ältesten Übersetzer mit Gewisheit, daß *Bisürdschimih* daran kein anderes Verdienst hatte, als den gelehrten Arzt und ersten Übersetzer *Barsufe* in seinem Unternehmen der Auffindung und Übersetzung eifrig unterstützt zu haben, wie dieß aus dem Eingange der arabischen Übersetzung, die Hr. v. D. ganz und gar unbekannt war, zur Genüge erhellt.

Eben so ungegründet, als die Meinung des Hr. v. D. über die Entstehung des Urwerks, sind seine Angaben über die ersten orientalischen Übersetzungen desselben. Gerade hier, wo der Leser die größte Genauigkeit erwartet, verfällt er in die größten Irrthümer, verwandelt persische Übersetzungen in arabische, von denen, sagt er, man keine Dritte kennt. Ja wohl! weil es nie eine Zweyte gab, sondern nur eine Einzige. Hr. v. D. der sich auf die Vollständigkeit seiner Notizen so viel zu Gute thut, und die größten Orientalisten wie *Jones, Schultes* u. s. w. des kleinsten weggelassenen Umstandes willen pedantisch meistert, führt nur fünf orientalische Übersetzungen dieses berühmten ethischen Werkes an, nämlich zwey arabische, zwey persische und eine türkische; es gibt aber deren gerade noch einmahl so viel, zehen; nämlich nur eine arabische, eine in *Pehlevi*, fünf persische, wobey eine in Versen und vier in Prosa, zwey türkische, eine vollständig und die andere im Auszuge, und eine tatarische.

Da sich die Literatur dieser Übersetzungen nirgends, am wenigsten aber bey Hr. v. D. richtig und vollständig aufgeführt befindet, so glauben wir allen Orientalisten einen Dienst zu erweisen, dieselben hier mit den Nahmen ihrer Übersetzer aufzuführen, bis Freyherr *Silvestre de Sacy* der dem Vernehmen nach sich über diesen Gegenstand mit ei-

nem besonderen *Mémoire* beschäftigt, dasselbe dem Institute, und in den Verhandlungen desselben der Welt ausführlicher vorgelegt haben wird.

I. Übersetzung aus dem Indischen in die altpersische Mundart *Pehlevi*, durch den gelehrten Arzt *Barsuje* unter der Regierung *Nuschirwan's*.

II. Aus dem *Pehlevi* ins Arabische von *Abdollah Ben Ali* von *Ahwaz*, sonst auch *Ibnal-Mokaffaa* genannt, für den Vesir *Jahsi* den *Barmegiden*, für welchen *Sehl*, der Sohn *Nebachts*, dieselbe arabische Übersetzung in Verse brachte.

III. Aus dem Arabischen *I. Mokaffaa's* in persische Prose von *Balghami*, dem gelehrten Vesire *Abunassar* des *Samaniden*.

IV. In persische Verse vom Dichter *Rudeghi*.

V. Von *Abumaali Nasrollah Ben Abdul-Hamid Mostevfi*, unter der Regierung *Behramschahs* des *Gasnewiden*. Alle diese fünf Übersetzungen tragend gemeinschaftlichen Nahmen *Kelilevademne*.

VI. Von *Hossein Wais Kiaschifi* unter *Abusaid* dem *Timuriden*, dem Emir *Soheil* zugeeignet, und nach ihm genaunt, *Envari Soheili*, die *Lichter Soheil's*.

VII. Unter *Schah Akbar* von seinem gelehrten Vesir *Abufasl*, unter dem Titel: *Ajari danisch*, *Prüfungsstein des Wissens*, persisch.

VIII. Unter *Suleiman* türkisch; das *Humajunname*.

IX. Im Auszuge vom Mufti *Mola Jahja*, türkisch.

X. Von *Mohammed Elbeki* aus *Kaswintatarisch*.

Die erste arabische Übersetzung enthält aufser den vierzehn Hauptstücken des Werkes noch zwey vorausgeschickte, worin die Geschichte der Sendung *Barsuje's* nach Indien umständlich erzählt wird, und die Sprüche der Weisheit *Bisurdschimih's*. *Hamdollah Mostevfi* hatte dieselben in seiner persischen Übersetzung beybehalten, der spätere persische Übersetzer aber *Hossein Kiaschifi* und der nach diesem arbeitende türkische *Wasi Tschelebi* weggelassen. Da Hr. v. D. nur die letzten zwey kannte, so läßt sich sein Irrthum zum Theile erklären und entschuldigen. Hätte er die älteste arabische Übersetzung *Mokaffaa's* oder die reinste persische *Abufasl's*, in der sich jene von *Hossein Kiaschifi* weggelassenen beyden Hauptstücke der Einleitung wieder hergestellt befinden, zu Rathe ziehen können, so würde ihm die Gröfse seines Irrthums, den Vesir *Bisurdschimih* zum Verf. des ganzen Werkes zu machen, um so heller eingeleuchtet haben, als die angeführten Sittensprüche *Bisurdschimih's* von dem Werke selbst sorgfältig getrennt sind, und der Antheil, den dieser gelehrte Vesir an der Erscheinung des indischen Werkes in seiner jetzigen Erscheinung hat, ganz genau bestimmt, und hiedurch also die Ächtheit des indischen Ursprungs aufser

allem Zweifel gesetzt wird. *Abufasl* gibt nämlich im *Ajari danisch* die aus seinem Vorgänger *Hamdollah Mostevfi* genommene sehr merkwürdige (bis jetzt in Europa noch nirgends kund gemachte) Notiz, daß dieses Werk, das sowohl im Arabischen und Persischen aus sechzehn Hauptstücken besteht, aus vierzehn nämlich des Inhalts und zweyen der Einleitung, in dem indischen Originale deren nur zehn enthalte, und daß die anderen sechs die beyden ersten der Einleitung und die vier letzten des Schlusses ein Zusatz des gelehrten Vesirs *Bisurdschimih* seyen. Aber die Erscheinung des Werkes selbst in Persien erzählt *Abufasl* in der Einleitung des *Ajari danisch* nach Ibn Mokaffaa »daß *Nuschirwan*, nachdem er von dem Daseyn dieses kostbaren Werkes in dem Schatze der indischen Kaiser gehört, lange umsonst einen beyder Sprachen kundigen Mann gesucht, denselben aber zuletzt in *Barsuje*, einem jungen verständigen Arzte, gefunden, und ihm den Auftrag gegeben habe, dieses und andere philosophische Bücher aus Indien zu verschaffen. Er erhielt fünfzig Beutel, jeden mit zehntausend Goldstücken gefüllt zu seinen Reisekosten, und die Gröfßen des Reichs gaben ihm auf eine Strecke das Geleite. Nach langem (umständlich erzähltem) Umgang mit den ersten Brahmanen gelang es ihm, durch die Freundschaft eines derselben die verlangten Stücke zu erhalten, und er gab sogleich seinem Herrn davon Nachricht, der ihm seine Rückreise zu beschleunigen befahl.

An der Gränze schon ward er mit den größten Ehren und nach seiner Ankunft bey Hofe am siebenten Tage in einer Versammlung der Gröfßen des Reichs empfangen, denen er in Gegenwart des Kaisers den Inhalt des Buches vortrug. *Nuschirwan* überhäufte ihn mit Lobeserhebungen und befahl die Kammern seines Schatzes zu öffnen, woraus ihm frey stehn sollte, nach seinem Belieben zu nehmen. *Barsuje* dankte für die kaiserliche Gröfsmuth, bat sich aber statt des Goldes ein Ehrenkleid und eine noch gröfsere Gnade aus, die ihm, sprach er, dauernden Ruhm und Gröfse verbürgte. *Nuschirwan* sicherte ihm dieselbe in voraus zu, mit dem Bedeuten, daß er ihm sein Begehren je gröfser es sey, so lieber gewähren wolle. Da bat *Barsuje*, daß *Bisurdschimih*, dem die Übersetzung des Werkes aufgetragen war, derselben ein besonderes Hauptstück über *Barsuje's* Herkunft und Stand, Reise und Wissenschaft einverleiben möchte. Die ganze Versammlung staunte über dieses hochfliegende Begehren, doch priesen sie seinen hohen Unternehmungsgest, und erkannten ihn der erbetenen Gnade würdig. *Nuschirwan* rief den Vesir *Bisurdschimih*, erzählte ihm das Begehren des Arztes, und trug ihm auf, der Übersetzung ein blos von den Verdiensten *Barsuje's* handelndes

Hauptstück voranzuschicken. *Bisurdschimih* vollzog den Befehl, und las am neuen Jahrsfeste auf der öffentlichen Versammlung des Hofes und des Volks dieses Hauptstück, wodurch *Barsuje's* Namen ewigen Ruhm erhielt.«

Die Leser mögen nach dieser aus der Quelle geschöpften Angabe nun selbst über Hrn. v. D. urtheilen, der den Indiern das Urwerk abstreitet, und sogar das Daseyn *Barsuje's* läugnet, den er mit dem Vesir *Bisurdschimih* für eine und dieselbe Person erklärt. Aus den Zusätzen des letzten erklärt sich auch am natürlichsten die Verschiedenheit des *Kelile ve demne* von der *Hitopadesa*, ohne deshalb die Ehre der Urkomposition dieses Werkes den Indern absprechen zu dürfen. Wenn man sich solche Irrthümer zu Schulden kommen läßt, sollte man in dem Tadel anderer großen Orientalisten behutsamer seyn als Hr. v. D., besonders wenn, wie dieses bey ihm der Fall ist, dieser Tadel kleinfügig oder gar ungegründet ist. So tadelt er z. B. *Michaelis*, daß er den Namen der beyden Schakale *Kelile ve demne*, vom *dummen* und *arglistigen* Schakal übersetzte, und dem ersten griechischen Übersetzer, dem alten *Simeon Sethi*, wird vorgeworfen, daß er diese Namen mit *Stephanites* und *Ichnelates* übersetzte; und doch hatte sowohl *Michaelis* als *Simeon Seth* gute Gründe für ihre Übersetzungsweise; wovon sich Hr. v. D. leicht hätte überzeugen können, wenn er im Golius die Wurzeln der beyden Wörter nachgesehen; da hätte er S. 2052 gefunden, daß *Kelil hebes* heißt, und 2053 *ekilil Krone*, und S. 869 *Demne Malevolentia*, und das Particip davon *sordioribus hominum vestigiis notatus*. Von den ersten Bedeutungen dieser Wörter leitete *Michaelis* seine Übersetzung ab, von dem zweyten *Seth*.

Eben so ungegründet ist der Vorwurf den Hr. v. D. S. 160 Hrn. v. *Chabert* macht, daß er in einer in *Augusti's Memorabilien* gegebenen Probe aus dem *Humajunname* die leichten Stellen übersetzt, und die schweren ausgelassen, oder nach seiner Art verändert habe. *Chabert* übersetzte in reimloser Prose, und ließ daher die bloß des Reimes willen im Originale wiederholten Synonyme aus, um den Leser nicht gähnen zu machen. Sollte die äußerste Treue beobachtet werden, so müßte in der Übersetzung auch die gereimte Prose, welche der eigentliche Prachtstyl orientalischer Rhetorik ist, genau mit denselben Reimen wiedergegeben werden. Das ist wohl mit einzelnen Stellen um ein getreues Bild dieser Redekünsteley zu geben, aber schwerlich in der Übersetzung eines ganzen Werkes ausführbar. Ein Beyspiel davon hat Hr. v. *Hammer* in den *Fundgruben des Orients* durch die Übersetzung aus eben den *Humajun-*

name, und aus einem türkischen Historiker, der einen Streifzug Suleimans in die Steyermark beschreibt, gegeben. Wer aber zu einer solchen mühevollen Nachbildung des orientalischen Styles nicht Lust und Liebe hat, thut weit besser daran, wie *Chabert* die Wiederholungen und Synonymen auszulassen, und bloß den Kern der Rede zu geben, als wie Hr. v. D. durch solche Übersetzung seine Türken und sich selbst in den Verdacht eines gänzlichen Mangels an Geschmack, und die Armen (denen der Verkauf des ganzen Werkes, wenn es erschiene, zu Gute kommen sollte) durch so langweilige Proben um die Anwartschaft eines reichlichen Absatzes zu bringen.

Die Unrichtigkeit der Übersetzung selbst ist schon von anderen Recn. gerüget worden, so wie die sonderbare Ansicht, die Hr. v. D. über den Inhalt und Vortrag des *Humajunname* darlegt; da aber diese Recension zu einer ungebührlichen Länge erwachsen würde, wenn wir auch nur Nachlese halten wollten, so genüge hier eine einzige Gegenbemerkung auf eine Bemerkung des Hr. v. D. Nach ihm rliegt es einmal im Geiste der Poesie der Mohammedaner, Gedanken und Bilder zu überspannen, um Zuhörer zu wecken und zu begnügen. Warum den bloß der *Mohammedaner*? Der asiatische Schwulst war den Griechen und Römern längst bekannt, und Werke der persischen und arabischen Dichter vor Mohammed waren wohl noch unregelter als die nach ihm. Und da, heißt es auf dem vorhergehenden Blatte, der größte Theil der Bilder, die im vorhabenden Buche verbreitet sind, in Adrianopel ausgedacht worden, wo ein sehr gemäßigtes Klima herrscht, so wird man von der Meinung zurückkommen müssen, als könne eine brennende Einbildungskraft nur unter den heißesten Erdstrichen einheimisch seyn. Dieses Beyspiel paßt gerade nicht, denn der *Tschelebi* von Adrianopel war bloß Übersetzer und Sammler passender Bilder, und arabischer und persischer seinem Werke eingemischter Verse. Sein Verdienst ist nicht das der Erfindung, sondern der Einkleidung in eine wohlabgemessene mit reichen Reimen austönende prächtige Prose; die Urbilder sind wahrhaftig nicht in Adrianopel, sondern wirklich in den heißeren Erdgürteln Indiens, Persiens und Arabiens, von brennenden Fantasien ins Daseyn gerufen worden; daß es aber nicht nur in Asien und Afrika, sondern auch in noch nördlicheren Städten als Adrianopel, verderbten asiatischen Geschmack, und verbrennte orientalische Fantasiengebe, (wie Hr. v. D. schreibt) wollen wir nach der Erscheinung mancher Producte in der neuesten schönen Literatur, und selbst des vorhabenden Buches, keineswegs bestreiten.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 55.

Freitag, den 9. Julius

1813.

Heilkunde.

(Medicin.)

Valentini Nob. ab. Hildenbrand, *Austriae Imperatori a Consiliis, Praeaeos clinicae in Universitate Vindobonensi Professoris publ. ord., Nosocomii universalis, Brephotrophei etc. Directoris, Imperator. Academiae med. chir. Petropolitanae, Regiae Academiae scientiar. Goettingensis, Societat. med. Lugdunensis, Societat. Sydenhamianae Hallensis, Societ. phys. med. Erlangensis, Societ. med. chir. Barnensis etc. Sodalis, Ratio medendi in Schola practica Vindobonensi. Pars altera. Viennae Austriae apud Joannem Georgium Binz. 1813. XVI. und 225 S. in 8.*

Der durch mehrere gediegene Werke, und insbesondere durch seine allgemein für classisch anerkannte Abhandlung über den ansteckenden Typhus eben sowohl als gelehrter und rationeller Arzt berühmte, wie durch Gründlichkeit und eine vorzügliche Darstellungsgabe als Lehrer ausgezeichnete Hr. Verf., legt der ärztlichen Welt den zweyten Theil des *Heilverfahrens an der Wiener practischen Schule* vor. Dieser zweyte Theil ist nach dem nämlichen Plane, wie der erste im Jahre 1809 herausgegebene, bearbeitet, und die Gegenstände sind auf gleiche Weise, wie dort, geordnet, nur verbreitet sich der Hr. Verf. in dem vorliegenden Bande über die klinischen Ereignisse zweyer Jahre, und zwar der Schuljahre 1808 und 1809. Die Beweggründe, welche den gelehrten Hrn. Verf. vermochten, nach dem lobenswerthen Beispiele seiner Vorgänger, eines *de Haen* und *Stoll*, dieses Werk zu unternehmen, so wie der Zweck desselben, sind in der Vorrede zum ersten Theile an Siebentes Heft.

gegeben, welcher sich wohl in den Händen eines jeden Arztes befindet, der mit dem wahren Geiste der Heilkunde vertraut, reine Beobachtungen, vorsichtige und zweckmäßige Versuche, ein männliches, unbefangenes Urtheil, richtige Folgerungen, darauf gestützte heilkundige Grundsätze, und ein einfaches auf das Vermögen der Natur und die Grenzen der Kunst genau berechnetes Heilverfahren gegen den Tand so mancher unphilosophischen Theoretiker und Systematiker, und philosophischer Nichtärzte früherer und jetziger Zeit zu würdigen weiß.

Deshwegen, und weil beyde Theile dieses Werkes in keiner wesentlichen Verbindung stehen, beschränkt sich Rec. blos auf die Anzeige des vorliegenden gehaltvollen zweyten, die er um so freudiger für diese Blätter übernimmt, weil er überzeugt ist, den Dank aller Verehrer der *ächtten Hippocratischen Medicin* einzuernten, wenn er sie ungesäumt auf einen Genuß vorbereitet, welchen sie bey dem Durchlesen der allermeisten literarischen Erscheinungen des Tages vergebens suchen werden.

Dieser zweyte Band ist in sieben *Hauptstücke* abgetheilt. Das *erste* enthält eine Übersicht des Schuljahres 1808. Die Zahl der in diesem Jahre behandelten Kranken, die Beschaffenheit der Krankheiten, ihre Ausgänge und der Erfolg der ärztlichen Bemühungen erhellen aus der zu S. 2 beygefügten Tabelle. Von der ganzen Krankenzahl von 226 wurden 201 gesund, 15 unvollkommen geheilt entlassen, 10 starben. Die Wechsellieber waren besonders in den Sommermonathen sehr häufig; und da keine andere Epidemie wahrgenommen wurde: so benützte der Hr. Verf. diese, um die Wirksamkeit einheimischer Mittel gegen Wechsellieber, so viel sich thun liefs, durch wiederholte Versuche genauer zu bestimmen. — Die Resultate dieser Versuche, nebst trefflichen Bemerkungen über das Wechsellieber, sind im fünften Hauptstücke S. 184—205 niedergelegt. — Die klinischen Ereignisse werden chronologisch und zwar in mo-

nathlichen Abschnitten angeführt. Voraus sind die Witterung eines jeden Monats (beym November sehr begreiflich auch die des vorhergegangenen Octobers), der höchste und niedrigste Stand des Thermometers und Barometers, ihr schnellster Wechsel, und die herrschenden Winde angegeben; dann werden die in jedem Monate beobachteten epidemischen und endemischen Krankheiten angeführt, und sowohl jene, als die wichtigeren aus diesen, mit ächt practischen Bemerkungen begleitet. Von dieser Art sind, um nur auf einige hinzuweisen, S. 8 u. f. die Bemerkungen über *Rheuma* und *Arthritis*, obgleich das, was der Hr. Verf. für die gleiche Natur beyder anführt, nach des Rec. Ermessen jene Gründe nicht überwieget, welche besonders *S. G. Vogel*, *Neumann* und *Hecker* für die wesentliche Verschiedenheit derselben aufstellen; S. 18 u. f. über die Geschwülste der Milz und Leber mit Cachexie bey Wechselfiebern; S. 45 über die Behandlungsmaximen bey Epilepsie und periodischen Nervenkrankheiten überhaupt; S. 58 und 59 über Durchfälle und Darmschmerzen von plötzlicher Abkühlung bey heißer Jahreszeit.

Das zweyte Hauptstück (S. 63 — 112) enthält eine ähnliche Übersicht der klinischen Ereignisse des Jahres 1809. Auch in diesem Jahre kam eine geringe Verschiedenheit epidemischer Krankheiten vor, um so häufiger aber war der durch die Drangsalen des Krieges herbeygeführte ansteckende Typhus. Die zu S. 64 beygefügte Tabelle weist aus, daß von 269 im Verlaufe dieses Jahres behandelten Kranken 236 ganz gesund, zwölf unvollkommen geheilt entlassen wurden, und 21 starben. Die grössere Sterblichkeit in diesem, als im vorigen Jahre muß sowohl der Natur des ansteckenden Typhus, als dem Umstande zugeschrieben werden, daß bey der Überfüllung des Krankenhauses mit französischen Soldaten, nur die schwersten und gefährlichsten der einheimischen Kranken aufgenommen werden konnten. Auch in diesem Hauptstücke kommen mehrere sehr merkwürdige Krankheitsfälle, und scharfsinnige practische Bemerkungen vor; wie z. B. von ersteren S. 78 eine Gebärmutterentzündung mit sehr heftigem Blutflusse, S. 92. Zufälle der Hundswuth und die Wasserscheue am Ende des nervösen Zeitraumes des Typhus, u. s. w.; und von Bemerkungen S. 66 über die Bleykolik, S. 75 über die Menstrualkolik, S. 94 über den Typhus gegen jene, die ihn für eine Gehirnentzündung erklären, u. a. — S. 87 und 88 werden die mancherley nachtheiligen Wirkungen des Schreckens von der feindlichen Belagerung, S. 100 — 111 die im August und den nächst folgenden Monaten epidemisch gewesenen Durchfälle und Ruhren meisterhaft und lehrreich beschrieben.

Das dritte Hauptstück (S. 112—148) enthält die

kurz gefassten Geschichten 10 tödtlich abgelaufener Krankheitsfälle, und den Befund der Leichenöffnungen, jede mit genauer Beurtheilung, und durch practische Beziehungen fruchtbare Erklärungen begleitet. Der Hr. Verf. beschränkte sich hier mit Recht auf solche Leichenöffnungen, welche theils die Zeichenlehre und die Erkenntniß der Krankheiten fördern, theils das Unzulängliche der Heilkunst nachweisen, theils besondere und seltene, die pathologische Anatomie bereichernde Erscheinungen darbiethen.

In dem vierten Hauptstücke (S. 149 — 183) stellt der aufmerksame Beobachter, und treue Nacheiferer eines *Hippocrates*, *Ballonius*, *Sydenham*, *Huzham* und *Stoll*, Betrachtungen über die während der beyden obbenannten Jahre wahrgenommenen epidemischen Krankheiten, und über Epidemien im Allgemeinen an. Die Festsetzung des Begriffes von Epidemie und Endemie nach *Gallenus*, *Gorroeus* und *Foesius*, die Bestimmung des Unterschiedes zwischen Epidemie und Contagion, zwischen epidemischen und contagiösen Krankheiten, zwischen Seuche (*lues*) und Pest (*pestis*), sind zwar dem Rec. nicht neu; da er aber weiß, daß nicht wenige Ärzte und unter ihnen auch Schriftsteller hierüber mit sich selbst, und unter einander nicht einig sind, so empfiehlt er diesen das hierüber Gesagte mit dem Ersuchen, es zur Vermeidung aller künftigen Verwirrungen zu beherzigen. — Die Epidemien werden in stehende, Jahres-, und zwischenlaufende Epidemien unterschieden, und in Bezug auf erstere angeführt, daß während dem Jahre 1808 und mehr noch 1809 alle vorgekommene sowohl fieberhafte als fieberlose Krankheiten den nervösen Charakter, d. i. eine grössere oder geringere Neigung zu wahrer Schwäche und zu Erscheinungen des leidenden Nervensystems, an sich getragen haben, und daß die Herrschaft dieses Charakters auch heute noch fortwähre. Was weiters noch hierüber und über die Jahres- und zwischenlaufenden Epidemien gesagt wird, sind naturphilosophische Betrachtungen im reinen Sinne des Wortes, und für die Praxis so äußerst wichtig, daß sie von jedem Arzte im Werke selbst nachgelesen zu werden verdienen. Vorzüglich genau, und nach reinen älteren und neueren Beobachtungen ist bey den Jahres-Epidemien der Einfluß der Beschaffenheit der Atmosphäre, hauptsächlich der Witterung, ganz nach Verdienst gewürdigt.

In dem fünften Hauptstücke (S. 184 bis 205) kommen Bemerkungen über die Wechselfieber und ihre Heilmittel vor. Der Hr. Verf., durch wichtige Beobachtungen veranlaßt, stellt hier die scharfsinnige, zum Theile von *Tissot* und *P. Frank* ausgesprochene Meinung auf, daß der Grund der so mannigfaltigen Periodicität dieser Fieber in den

Nerven und in dem mit ihnen in so großer Beziehung stehenden Hautsysteme zu suchen sey, und bemühet sich, dieselbe durch Erwägung der Entstehung der Wechselfieber, ihrer Ähnlichkeit mit einigen anderen periodischen Nervenkrankheiten, ihrer Zufälle, Wirkungen und Folgen, so wir ihrer Heilart zu befestigen. Letztere muß die Wirksamkeit der Heilmittel auf die Nerven und Häute hinleiten, um sie in einen anderen Zustand zu versetzen, und zugleich auf mäßige Beförderung der Ab- und Aussonderungen Bedacht nehmen, wenn nicht Cachexie schnell eintreten soll.

Es würde die Grenzen des dem Rec. hier zugemessenen Raumes überschreiten, die aus den Beobachtungen und Versuchen des Hrn. Verf. hervorgegangenen Bestimmungen über die Wirksamkeit und Unwirksamkeit der einzelnen Mittel gegen Wechselfieber umständlich anzuführen; er beschränkt sich bloß auf die kurze Anzeige, daß dem Hrn. Verf. unter bestimmt angegebenen Umständen Brechmittel, Eckel erweckende besonders in Verbindung mit bitteren auflösenden Abkochungen dargereichte Mittel, dann bitter-aromatische, so wie bittere mit aromatischen Zusätzen in den gewöhnlichen Fällen das Meiste leisteten, daß er aber nicht selten, besonders in veralteten alltäglichen, in einfachen, hauptsächlich aber in doppelten viertägigen, in allen eingewurzelt und oft zurückgekehrten, und in verlarvten Wechselfiebern zu specifischen Fiebermitteln die Zuflucht nehmen mußte. In sechzig Fällen von Wechselfiebern, welche im Jahre 1803 auf der practischen Schule behandelt wurden, war es nur vier Mal durchaus nöthig, die China anzuwenden. Den Arsenik, dessen specifische Kräfte gegen Wechselfieber längst bekannt sind, erklärt der Hr. Verf. wegen den von früheren Ärzten (von denen Rec. nur Bonet, Deidier, Kloeckhof, de Haen, Störk, Sulzer nennen will) beobachteten Nachübeln, für ein wenn nicht durchaus verderbliches, doch verdächtiges und bedenkliches Mittel, dessen er sich noch nie bedient hat. Der Sublimat ward in einem Falle, jedoch ohne Erfolg, bis zur Salivation angewandt. Überhaupt ist die Anzahl jener Mittel, welche gegen Wechselfieber wenig oder nichts leisteten, weit größer, als die der heilsam befundenen.

In dem sechsten Hauptstücke (S. 205 bis 218) setzt der Hr. Verf. seine (im ersten Theile dieses Werkes S. 233 bis 257 angefangenen) äußerst interessanten Bemerkungen über die Nervenfieber fort. Dort ist der eigentliche und aus der Naturbeobachtung geschöpfte Begriff von Nervenfieber bestimmt, der nervöse Charakter überhaupt gezeichnet, seine Entstehungsweise beleuchtet, und deutlich überzeugend auseinander gesetzt worden, daß

derselbe in Fiebern entweder als ihre Ursache oder als Wirkung, oder bloß als Nebenerscheinung, und zwar als Ursache sehr selten oder nie (?) beobachtet werde, wesswegen ursprüngliche eigentliche Nervenfieber in der Praxis gar nicht, oder (womit Rec. ganz einverstanden ist) nur sehr selten vorkommen. Nur mit letzterer Behauptung kann Rec. einverstanden seyn, denn, abgesehen davon, daß Fieber auch aus wahrer Schwäche, also als Symptome, entstehen können und oft entstehen, so ist hier noch zu erwägen, daß Schwäche, vorzügliches Nervenleiden, oder nervöser Zustand, und Fieber gleichzeitig entstehen, und aus einer gemeinschaftlichen Quelle entspringen können, wie wir sie auch wirklich, z. B. aus Kummer, Sorgen, Gram u. s. w. gleichzeitig wirkend mit Saamenverschwendung, Mangel an Nahrungsmitteln, übermäßigen Geistes- und Körperanstrengungen u. dgl. entspringen sehen. — In diesem Bande wird vorerst noch Einiges, was zur Aufhellung der Entstehung der Nervenfieber dienet, nachgetragen, und zwar vorzüglich auf die dabey vorkommenden krankhaften Erscheinungen ihrem Gange und ihrer Menge nach hingesehen, dann die Übereinstimmung einer nützlichen Therapie mit den gegebenen Erläuterungen, die Bewährung dieser durch die Erfahrung gezeigt, und die Behandlungsweise selbst zwar mehr angedeutet, als ausführlich vorgetragen, aber auf eine Art angedeutet, welchen den vollkommensten Einklang der Heilmaximen des vortrefflichen Lehrers mit seinen aus der Natur genommenen Ansichten und aufgestellten Modificationen der Nervenfieber hinlänglich beurkundet. Zwar spricht derselbe der Unterscheidung der Nervenfieber mit erhöhter und mit herabgesetzter Empfindlichkeit und Reizbarkeit (*in febr. nerv. versatiles et stupidas*) nicht allen practischen Werth ab (S. 214), glaubt aber doch, genauen Beobachtungen zu Folge, sie vielmehr in einfache und typhöse Nervenfieber unterscheiden zu müssen. In beyden wird der nervöse Charakter für abgeleitet und symptomatisch erklärt. Den wesentlichen Unterschied beyder macht der Hr. Verf. in einer aufgestellten Vergleichung, wie sie noch kein Nosolog und kein Diagnostiker geliefert hat, anschaulich. Der hier aufgestellte Unterschied ist nicht wie der gewöhnliche, bloß von der Form beyder Krankheiten hergenommene, sondern er stützt sich auf die Betrachtung aller ihrer Eigenthümlichkeiten, fängt demnach von dem verschiedenen Ursprunge und der Entwicklung beyder an, geht zu den auffallend verschiedenen Zufällen, ihrer Zu- und Abnahme, zu dem ebenso verschiedenen Verlaufe und der Dauer, den verschiedenen Entscheidungsarten und Anlagen zu Nachkrankheiten über, und schließt mit dem Unterschiede

der gegen beyde zweckmäfsig anzuwendenden Arzneymittel.

Kein denkender Arzt wird alle diese Erörterungen ungelesen lassen, und Rec. hält sich für überzeugt, dafs ein jeder mit ihm den hohen Werth derselben für die Diagnostik, Prognostik und Therapeutik der Nervenfieber und aller mit dem nervösen Charakter begleiteten fieberhaften Krankheiten anerkennen werde. — Sie sind eben so einfach als wahr, und erhöhen das Verdienst des Hrn. Verf. um so mehr, da sie das Willkührliche, Unrichtige, Schwankende der verschiedenen Begriffe, die man mit der Benennung *Nervenfieber* verband und häufig noch verbindet, und die natürlich auf nicht besser beschaffene Heilmethoden führen mußten, durch bestimmte, richtige und feste Erfahrungsaussprüche verbannen.

Das *siebente Hauptstück* (S. 219 bis 225) endet diesen Theil mit Bemerkungen über die krankhaften Anlagen, die für den handelnden Arzt durchaus wichtig, und für den Nosologen besonders beachtenswerth sind.

Rec. schließt die Anzeige dieses vortrefflichen, in einem reinen Latein, sehr fließend, deutlich und kraftvoll geschriebenen zweyten Bandes mit dem doppelten Wunsche, dafs der Hr. Verf. uns mit der Fortsetzung recht bald erfreue, und dafs er zur noch gröfseren Vervollkommnung seines Werkes, vorzüglich bey den höchst wichtigen (von ihm so umfassend und gründlich angestellten) Betrachtungen über epidemische Krankheiten, noch die für ihn nicht so beschwerliche als für die Fortschritte der Heilkunde fruchtbare Mühe auf sich nehmen möge, die Resultate der Vergleichen seiner Erfahrungen mit den Beobachtungen seiner großen Vorbilder, *Hippocrates, Ballonius, Sydenham, Huxham, Stoll*, anzudeuten.

Kriegswissenschaft.

Vorlesungen über die angewandte Taktik oder eigentliche Kriegswissenschaft für die k. k. österreichische Armee, bearbeitet nach dem systematischen Lehrbuche des *G. Venturini* von *Joseph Auracher von Aurach* in zwey Theilen und vier Bänden. Zweyte Auflage. Wien gedruckt bey *Anton Straufs* 1812.

Diese Vorlesungen sind Auszüge aus dem Lehrbuche von *G. Venturini*, das 1798 zu Schlesiwig bey *J. G. Röhrs* in sechs Bänden erschien, von

denen vier die Lehre, zwey, Beyspiele zu ihrer Erläuterung enthalten, und welches im Jahre 1801 noch durch einen kleinen Band Zusätze vermehrt wurde.

Venturini wollte (wie er es in der Einleitung zu erkennen gibt) dem jungen Militär die Wissenschaft, den Krieg unter allen Verhältnissen auf das schicklichste zu führen, in der natürlichsten Folge und mit der leichtesten Übersicht der Gegenstände, lehren. Ob nun unter allen Umständen den Krieg auf das schicklichste zu führen wirklich gelehrt werden könne, und ob die unzähligen Zufälligkeiten, welche oft die weisesten Plane vereiteln und das Schicksal des Feldzugs entscheiden, sich in Regeln bringen und nach solchen beurtheilen lassen, möchten wir wohl bezweifeln. Wir glauben daher auch, dafs *Venturini* weit besser gethan hätte, die bewährtesten und einfachsten Regeln über Kriegführung und das Verhalten in Kriegsvorfällen zu sammeln und durch Beyspiele zu erläutern, als sich in dem Versuch der Construirung der militärischen Kenntnisse zur strengen Wissenschaft, der nothwendig mißlingen mußte, zu verlieren. Freylich würde ein solches Werk nicht so viel Absatz gefunden haben, wie ein, sich als systematisch ankündendes, Lehrbuch: aber es hätte gewifs zur Verbreitung militärischer Kenntnisse mehr beygetragen und mehr genützt, als *Venturini's* vielgerühmtes und wenig gelesenes Werk, dafs mit seinem Gemenge von Grundsätzen, Lehrsätzen und Folgerungen, einen nicht ganz guten Kopf nothwendig zu dem ärgsten Pedantismus führen, und zu irgend einer Leitung im Kriege völlig unbrauchbar machen muß.

Da wir nicht das systematische Lehrbuch sondern die nach demselben bearbeiteten Vorlesungen des Hrn. *von Aurach* zu beurtheilen haben, so wollen wir uns gleich zu letztern wenden, wobey wir auch Gelegenheit finden werden unsere Ansichten über ersteres zu begründen.

Von einem Bearbeiter kann man doch mit Recht fordern, dafs er die Fehler und Mängel der Urschrift verbessere, und sie nach Zweck und Absicht zu einem neuen vollkommenern Ganzen gestalte. Wir können nicht sagen, dafs Hr. *von A.* mit Glück diese Aufgabe gelöst habe; denn weglassen und abschreiben heifst noch nicht bearbeiten und verbessern, vorzüglich wenn das Abgeschriebene irrig, das Weggelassene aber oft zum Verständniß des Stehengebliebenen nothwendig ist. Von kritischen Bemerkungen die man in einer Bearbeitung erwartet, findet sich in der vorliegenden keine Spur, und die Anpassung der einzelnen Angaben auf die österreichische Armee, die man dem Verf. noch zum Verdienst anrechnen könnte, ist so unglücklich ausgefallen, dafs nicht einmahl

die Stände der verschiedenen Corps, wie des General-Quartiermeister-Stabs, des Pionier-Corps, und anderer, von Irrthümern frey sind; wobey wir nur noch bemerken, daß so veränderliche Dinge gar nicht in ein Lehrbuch der Kriegswissenschaft gehören.

Wir wollen nun den Plan dieser Vorlesungen betrachten, und dann die Art der Ausführung erwägen, um sowohl das Urtheil zu begründen was wir bereits im Allgemeinen gefällt, als auch denen die es nicht gelesen, eine Idee von dem Werke zu geben und sie in den Stand zu setzen, was geleistet werden sollte und geleistet worden zu erkennen, und der eigenen Prüfung zu unterziehen.

Nach *Venturini* theilt Hr. von *A.* die ganze Militär-Wissenschaft (später heißt sie auch die ganze Kriegskunst) in *drey Hauptlehren*, wovon er der *ersten* gar keinen Nahmen gibt obwohl sie füglich *Kriegsverfassung* heißen könnte; die *zweyte Taktik*, die *dritte Strategie* nennet.

Die erste unbenannte Hauptlehre zerfällt dann wieder in die *Waffenlehre*, von der in diesem Werke weiterhin gar nicht mehr die Rede ist, und die *Heerversorgung*, in welche letztere der Himmel weifs wie, auch alle Truppengattungen und ihr Stand, richtig und unrichtig, nach dem ungefähren Zuschnitt unserer Armee, aufgenommen, und sogar im dritten Abschnitte von Spionen, Contributionen und der Militär-Polizey, und im vierten, von Behandlung der Aufrührer und selbst von dem Benehmen der Fürsten gehandelt wird.

Die zweyte Hauptlehre, die *Taktik*, die nach des Verf. Definition von der Kenntniß der Kriegsvorfälle (?) und der Anordnung der Truppen zu ihrem vortheilhaftesten Gebrauch handeln soll, ist in die *reine* und *angewandte Taktik* eingetheilt.

Die dritte Hauptlehre oder die *Strategie* theilt sich endlich in die *Strategie an und für sich*, und in die *Kriegs-Dialectik*.

So unverständlich auch diese Worte sind, so ist die Definition derselben, die der Verf. gibt, doch noch unverständlicher, und wird daher weder die Kenntnisse der jungen noch der alten Militärs bereichern.

Kaum hat man sich nun durch diese Eintheilung durchgewunden, so steht mit Auslassung alles dessen, was *Venturini* gethan hat, um der Sache, wenn auch keinen größeren Werth doch einen bessern Anstrich zugeben, schon wieder eine ganz neue da, die uns abermahl mit *einer reinen Taktik*, *einer Kriegskunst* (also eine Kriegskunst der Kriegskunst), *einer Strategie*, und *einer Kriegs-Dialectik* unter gleich lichtvollen Erklärungen beschenkt.

Endlich hören wir den Verf., dem selbst die-

ser Wirrwar nicht genügend zu seyn scheint, noch, zwar eben so unrichtig wie vorher, wenigstens doch verständlicher, von der reinen Taktik und Kriegskunst sagen, daß sich diese beyden Wissenschaften nur *mit der Sicherheit der Truppen*, die beyden Theile der Strategie aber *bloß mit der Sicherheit des Landes beschäftigen*, eine Erklärung mit der wir endlich wieder so klug als am Anfange sind. Hr. von *A.* konnte vielleicht anführen, daß alle diese Eintheilungen und Erklärungen nicht ihm sondern *Venturini*, dem sie wörtlich nachgeschrieben sind, angehören, und daß folglich nicht ihn, sondern diesen der Tadel treffe. Wir glauben dagegen die Mängel und Irrthümer, die ein Bearbeiter als Vorzüge und Wahrheiten aufnimmt, auch ihm zurechnen, und ihn für die Fehler seines Pflégkinds wie für die eigenen verantwortlich machen zu dürfen. Hätte Hr. von *A.* den im dritten Stück des ersten Jahrgangs der militärischen Zeitschrift enthaltenen Aufsatz: *Taktik, Strategie, Kriegswissenschaft, Kriegskunst*, gelesen, so würde er sich wohl überzeugt haben, daß der Begriff, den *Venturini* mit diesen Worten verbindet, nicht der rechte sey, und daß wohl die *Kriegswissenschaft* nicht aber die *Kriegskunst*, sich lehren lasse. Er hätte dann freylich der *Venturini*-schen Eintheilung nicht Schritt vor Schritt folgen können, aber er hätte dann eine wahre Umarbeitung, einen verbesserten *Venturini* geliefert, was man von seiner Arbeit, so wie sie ist, keineswegs rühmen kann.

Obschon bey fehlerhaftem Plan und schwacher Grundlage überhaupt keine Festigkeit und Vollständigkeit möglich ist, so können doch einzelne Theile mit vorzüglicher Sorgfalt behandelt seyn, und das glücklich ausgeführte Einzelne, oft über das fehlerhaft angelegte Ganze hinwegblicken machen: aber leider läßt in diesen Vorlesungen die Ausführung des Einzelnen eben so viel als die Anlage des Ganzen zu wünschen übrig.

Man durchlese die Heerversorgung, die Stellungen-, Bewegungskunst und Gefechtslehre, und man wird überall auf eine Menge von Irrthümern stoßen. Wenn der Verf. in der Heerversorgung von *schwerer* Infanterie spricht (§. 2. S. 14), wenn er sagt, daß das (Artillerie) Handlanger-Corps zur Laborirung der Munition, und die Garnisons-Artillerie (lauter Halb- und Real-Invaliden) zur Vertheidigung der Festungen bestimmt seyen (§. 4. S. 16 und 17), so wird man sich wohl billig über solche Ansichten, und eine solche Unkenntniß des österreichischen Artillerie-Dienstes wundern; wenn man aber hört wie er von vier und zwanzigpfündigen eisernen Vertheidigungs-Kanonen, die gar nicht für den Landdienst erzeugt werden, auch im Jahre 1812 von der Eintheilung des Geschützes in die Bataillone spricht, die hundert-

pfündigen Steinpöller gar nicht erwähnt, dagegen die Granaten, Bomben, und die Kanonen ein Wurlgeschütz nennt, so kann man sich kaum des Erstauens erwehren. Die Kanonen läßt er (§. 30. S. 236) auf 2500 Schritte vom Feind abprotzen, und mit der Protze und dem Schleppseil avanciren. Die Tragweiten der Geschütze gibt er an demselben Ort wenigstens um 1000 Schritte zu groß an, und die siebenpfündigen Haubitzen ladet er mit zwey Pfund Pulver, eine Ladung, welche die Kammer gar nicht faßt, und schießt Kugeln daraus, die auf 2000 Schritte beym ersten Aufschlag stecken bleiben. Kurz darnach will er *auf ungleicher Haide im Feldlande*, und in mit flachen Hügeln durchschnittenem Terrain, bey allen Calibern, von der Haubitze angefangen bis zum Zwölfpfünder, von 1600 bis auf 2500 Schritt *ricochetiren* (auf Deutsch, mit Göllern schießen) und gibt bey dieser Gelegenheit *den verschiedenen Calibern gleiche Aufsätze*. Er sagt ferner, daß auf 1000 Schritte auf ungleichem Boden $\frac{1}{3}$ der Granaten sicher treffe, und man beym Dreyppfünder auf 750 Schritte mit großen Kartätschen zu schießen anfangen, und mit zwey und drey ein halb löthigen Kartätschenkugeln (die unsere Artillerie beym Feldgeschütz gar nicht hat) endige. Wir möchten doch gerne wissen wie der Verf., der für österreichische Offiziere schreibt, diese theils der österreichischen theils allen Artillerien der Welt zuwiderlaufenden Angaben rechtfertigen könnte? Wenn solche Lehren eben nicht geeignet sind dem Offizier wichtige Kenntnisse über den Gebrauch des Geschützes bezubringen, so gibt es in dem Werke doch noch andere, deren Befolgung weit schädlichere Folgen droht.

So sollen die Adjutanten (§. 5. S. 20 1. Theil) die Befehle den jedesmahligen während ihrer Verschickung vielleicht veränderten Umständen anpassen. Fühlt denn der Verf. nicht was es heiße, Adjutanten, das ist meist jungen, unerfahrenen, wenn auch talentvollen Offizieren, die Befugniss zu ertheilen, die von dem Commandirenden oder andern Generals zur Überbringung erhaltenen Befehle zu deuten oder zu verändern? Der General, an den ein Befehl von dem Commandirenden kommt, muß selbst Verstand genug haben, den Sinn desselben aufzufassen, und nach diesem den Umständen gemäß zu handeln, so wie ein Commandirender nie Befehle geben soll, bey denen die Möglichkeit und Nützlichkeit des Vollzugs von der augenblicklichen Lage abhängt.

Der Plan zu jedem Gefechte muß einfach seyn; die höheren Befehlshaber müssen das Ziel das sie erreichen sollen, kennen, aber nicht an den Weg dazu ängstlich gebunden werden. Der Commandirende, der bey einer oft Stunden langen Schlacht-

linie den Brigaden und Divisionen jede Bewegung vorschreiben wollte, sollte eben so wenig einer Armee befehlen, als ein Autor der den Adjutanten die Befugniss zur Veränderung der Befehle ertheilt, für junge Offiziere ein Lehrbuch schreiben. Nicht minder häufig wie in der Heerversorgung sind die Irrthümer in den andern Theilen des Lehrbuchs. In der Stellungskunst (§. 31. S. 129), wird ein Lager schon dann für gut anerkannt, wenn der Feind bey einem Angriff keinen Vortheil über die Vertheidiger hat. Wir glauben daß die Vertheidiger Vortheile über die Angreifenden haben müssen, wenn ein Lager in dieser Hinsicht gut genannt werden soll, und daß die Gleichheit der Vortheile nicht genüge. In der Gefechtlehre (§. 10. S. 173) wird bey Gelegenheit des stafelartigen Angriffs gesagt, daß die Echelons nicht über 150 Schritte von einander entfernt seyn sollen, damit die vordern durch das Feuer der hintern in den Flanken vertheidiget werden können. Sieht denn der Verf. nicht, daß so ein Feuer den vordern Echelons verderblicher würde als dem Feinde, und hat er keinen höhern Begriff von dem Nutzen und dem Gebrauch der stufenartigen Stellung als die Flankenvertheidigung der vordern Abtheilung durch den Flintenschuß? —

Unrichtig heißt es weiter (§. 15. S. 187) daß nebst der Mitte die äußersten Flügel bey einer auswärtsgehenden Stellung die schwächsten Punkte sind. Die äußersten Flügel sind bey einer solchen Stellung kaum anzugreifen, da der Feind auf einem großen Zirkel sich ausdehnen muß, um an sie zu gelangen, und hierbey in die größte Gefahr kommt, von der Mitte durchbrochen und in Flanke und Rücken genommen zu werden. Zudem kann ein zurückgebogener Flügel leicht von der Mitte, ja selbst von dem entgegen stehenden unterstützt werden. Indefs wollen wir nicht läugnen, daß diese Stellung, jedoch aus andern Gründen, nur in wenigen Fällen zu empfehlen ist.

In der Bewegungskunst (§. 7. S. 15) wird gelehrt, daß die Colonnen, und alle Theile einer jeden insbesondere, sich zugleich in Bewegung setzen müssen. Rec. meint, daß gerade darin ein großes Verdienst einer guten Marschordre liege, wenn sie die Stunden des Aufbruchs für die verschiedenen Colonnen so bestimmt, daß die Spitzen derselben immer auf dem Marsch in ziemlich gleicher Höhe bleiben, und zugleich in dem neuen Lager ankommen, oder auf den Feind treffen; es wäre denn, daß man etwa zu einem falschen Angriff oder einer Diversion, die frühere Ankunft ein oder der andern Colonne nöthig erachte. In jedem Fall werden also die einen weitem Weg gehenden, oder früher einzutreffen habenden Colonnen, früher aufbrechen müssen. So ist es auch der Fall

mit den Theilen der Colonnen. Wie unnütz wird oft die Queue einer langen Colonne mit der Tete zugleich aufgestellt und in Bewegung gesetzt, und dadurch mehrere Stunden nutzlos ermüdet, und oft Abkochen und Ausruhen darüber versäumt.

Da so viele Kräfte im Kriege durch falsche Marsch-Anordnungen verschwendet werden, und durch die daraus erfolgende nutzlose Ermüdung der unglückliche Ausgang der Gefechte veranlaßt wird, so hätte billig die Marschlehre mit besonderer Sorgfalt und Beurtheilung vorgetragen werden sollen.

Im zweyten Abschnitte der Bewegungskunst §. 33. S. 61. (1^{ter} Theil 2^{ter} Band) heißt es: »Da es bey der Bewegungskunst Grundsatz ist, sich so in Marsch zu setzen, daß man sogleich die zu nehmende Schlachtordnung formiren kann, und der Marsch treffenweise dieß am besten leistet; indem man sich leicht sowohl gegen die Flanken als auch gerade aus, durch die schiefe Stellung sichern kann, so folgt daraus, daß man den Marsch treffenweise in der Nähe des Feindes, und wenn man gegen ihn rückt allen andern vorziehen müsse.«

Schon der Beweis des Vordersatzes ist zum Theil, der daraus gezogene Schluß aber ganz falsch: denn die schiefe Stellung bey einem Marsche gerade aus gegen den Feind aus Treffen nehmen zu wollen würde äußerst gefährlich seyn, weil man dadurch dem Feind freywillig die Flanken bieten, und sicher auch durch eine kleine Macht aufgerollt werden würde, außer der Feind stücke die Hände in die Taschen, und sähe dem Ganzen bis zur Vollendung ruhig zu; darum ist auch der Marsch treffenweise nahe an dem Feind nur dann zu wählen, wenn man sich parallel mit seiner Fronte fortbeweget; bey allen übrigen Richtungen muß der Marsch in Colonnen geschehen die aus beyden; wohl gar aus allen drey Treffen zusammengesetzt sind, weil man auf diese Art sich am leichtesten in die Fronte entwickeln oder nach Umständen in Colonnen fortfechten kann.

In der nämlichen Abtheilung heißt es weiter §. 50. S. 94: »Sollte aber das Terrain gänzlich den Gebrauch der Cavallerie versagen, oder auch nur erschweren, so formirt man diejenigen Colonnen, welche dem Feind am nächsten sind, bloß aus Infanterie, mit der gehörigen Artillerie versehen.« Rec. meint, daß wo Colonnen Platz haben, und Artillerie fortkommen kann, auch einige Häufchen Cavallere Raum finden dürften; überhaupt hat die Erfahrung gelehrt wie nützlich es sey, selbst in den steilsten und höchsten Gebirgsgegenden kleine Abtheilungen leichter Cavallerie der Infanterie beyzugeben. Was solche leisten können, haben die Kosakengefechte in der Schweiz 1799, jene der österreichischen Hussaren in der Riviera di Genua

im Jahre 1800, und die Erhaltung des wichtigen, von den bayrischen Truppen mit Übermacht angegriffenen und schon eroberten Passes Strupp in Tyrol im Jahre 1805, bewiesen.

Weiter §. 53. S. 100 finden wir die Worte: »die Infanterie ist allein bestimmt, die Carrés zu bilden, die Cavallerie muß ihr aber so beygestellt werden, daß sie (wer?) im durchschnittenen Terrain sicher bleibe.« u. s. w. Rec., ein sehr mittelmäßiger Infanterist, fragt hier, zu welchem Zweck die Infanterie im durchschnittenen Terrain Carrés bilden soll, und wie sie es anfangen wird, damit in einem solchen Terrain zu marschiren?

Eben so unzuverlässig und dabey auch sehr gefährlich ist die in der Gefechtslehre §. 2. S. 154 angegebene Regel: die tapfersten Truppen immer den schlechtesten des Feindes entgegen zu stellen. Jene §. 17. S. 195 ist ganz falsch, wie gleich noch durch die Nr. 4 darauf folgende Regel erwiesen wird; überhaupt kann bey einer Colonne vom Feuer gar nicht mehr die Rede seyn, denn es gehört zu den allereinfachsten Grundbegriffen der Colonne, daß solche nur zum Choc gebildet, und gebraucht werde.

So ist auch die gleich darauf folgende Regel Nr. 5: Die Colonne mit Kugeln zu beschiefen, wenn sie auch, im Allgemeinen betrachtet, richtig zu seyn scheint, nicht immer sondern nur für jene Batterien anwendbar, welche die Colonnen nach ihrer ganzen Tiefe oder nach der Diagonale bestreichen können. Batterien, die bey dem starken Vordringen einer Colonne auf ihre Flanken zu stehen kommen, thun besser sie mit Kartätschen zu bedienen, weil die Kugel die kleinere Tiefe leicht ganz verfehlt, oder auch durch einen Aufschlag übersetzt, die Kartätschen aber auf die weit ausgedehnten Flanken der Colonnen empfindlich wirken, und noch immer tief genug in die Colonnenglieder eindringen.

Die Befolgung der sechsten Regel im dritten Abschnitt der Gefechtslehre §. 22. S. 212 würde mehr dazu dienen dem Feinde als den eigenen Truppen Zeit zur Erholung und zum neuen Widerstande zu geben, und höchstens zu einem halben Siege führen. Die allgemeine Erfahrung hat schon lange die entgegengesetzte Regel: daß man seinen Angriffsplan unermüdet, und mit aller Kraft verfolgen müsse, als die wahre allein zu einem entscheidenden Siege führende, bewährt; der meist sehr ungleiche Schlachtboden, der selbst noch dem zum Theil schon geschlagenen Feinde manchen sehr vortheilhaften Halt punct gewährt, und das abwechselnde Schicksal der Schlachten bringen ungewünscht Pausen in dem Gefechte hervor, in denen sich die Truppe einigermaßen erhohlen kann,

die übrigens noch nöthige Erhöhung soll nur durch Vorschübung ausgerasteter Reservén geschehen.

Falsch ist weiter der Satz §. 64. S. 271 (2. Th. 1. B.): »Ist hingegen die Flankenbedeckung stark, so ist die schlangenförmige Operationslinie, die grössere Länge der Communication abgerechnet, deswegen vortheilhaft, weil man dann gewöhnlich ein grösseres Terrain nahe am Feinde decken kann« denn wie diese grössere Deckung aus der schlangenförmigen Gestalt der Operationslinie hervorkommt, und wie solche auch noch den ungeheuren Nachtheil einer längern Communication mit seinen Hülfquellen ersetzen sollte, ist wirklich gar nicht zu begreifen. Überhaupt zeigt der Herr Bearbeiter bey dieser so wie bey jeder andern Gelegenheit, wo von Operationslinien und den Basen der Operationen die Rede ist, dafs seine Begriffe hierüber nichts weniger als festgestellt sind.

Welche Grundsätze und welche Eintheilung bringt endlich die strategische Gefechtsanwendung zum Vorschein. Was sagt der sogenannte Grundsatz I. im ersten Abschnitt dieser Lehre §. 92. S. 389 anders, als man soll keine Schlacht eher liefern, als bis der Feind ganz entkräftet, oder wenn er ohne Verstand ist. Rec. glaubt dafs in diesem Falle gerade die Schlacht am wenigsten nöthig sey, denn ein solcher Feind sollte von einem solchen Meister in der Strategie für sich in einen Sack hinein manövriert werden können.

Die grössten bisherigen Meister in der Kriegskunst (freylich nicht in jener, von welcher der Herr Verf. seinem ersten Theil den Namen gibt, als wenn es aufser der Kriegskunst noch einen andern Theil der Kunst den Feind zu schlagen gäbe) ein *Alexander*, *Cäsar*, ja selbst der schlaue *Sertorius*, der zögernde *Fabius* mußten den endlichen Erfolg von dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang der Gefechte und Schlachten erwarten, wobey sie in stragetischer Hinsicht alles leisteten, wenn die Vortheile im Fall des Sieges, die Nachtheile einer Niederlage überwogen.

Überhaupt würde der Herr Verf. besser gethan haben, blos die Lagen eines Kriegsherren kurz und kundig darzustellen, unter welchen es rathsam seyn dürfte, eine Schlacht anzunehmen oder zu vermeiden; dann die Regeln aufzustellen, wie man sich zum Gefechte bereiten, solches führen, und den errungenen Sieg zum eigentlichen Kriegszwecke passend anwenden, oder die Folgen der Niederlage so schnell und gut als möglich, unschädlich machen solle, wenn ja eine so ausgedehnte und auf so vielen Zufälligkeiten beruhende Lehre der Gegenstand des Studiums junger noch ganz unerfahrener Militärs, oder gar der Zöglinge einer Militär-Akademie seyn kann.

Wehe dem Staate, wenn es endlich dahin kom-

men sollte, wie Friederich in seinen letzten Lebensjahren, sagen zu müssen: »Generäle gibt es die schwere Menge, aber an Fähnrichen, Lieutenanten und Hauptleuten fängt es an zu fehlen.«

Die Recension würde zu einem Buch anwachsen, wenn wir alle in dem Werk enthaltene Irrlehren anführen und widerlegen wollten; wir wenden uns daher zu den Wiederholungen um auch von diesen einige Beyspiele zu geben.

Die Regel, welche dem §. 48. S. 211 (1. Th. 1. B.) zur Übersicht dienet, enthält dasselbe, was schon §. 47. S. 209 gesagt wurde; eben so wird im §. 36. S. 64 (1. Th. 2. B.) jenes, was schon §. 6. S. 13 vorkommt, wiedergegeben. Der §. 50. S. 93 und 94 erinnert uns an ähnliche frühere Märsche; gleiche Wiederholungen enthält der §. 59 von den Märschen der Detaschements. Der §. 18. S. 197 sagt wieder das, was S. 196 enthalten ist. Im §. 26. S. 221 ist so wie an mehreren andern Örtern von Überflügung — §. 35. S. 257; §. 46. S. 287; §. 55 S. 325; §. 63. S. 368 und noch an vielen andern Stellen vom Überfall dasselbe gesagt. So sind auch fast bey jeder in der Lehre der angewandten Stellungskunst im zweyten Theil angegebenen Stellung eines Corps parallel, in Flanke oder im Rücken des Feindes oder seiner Operationslinien wider die nähmlichen Regeln, nur manchmal mit einigen unbedeutenden Veränderungen, oft auch mit auffallenden Widersprüchen angegeben, die dem Leser schon aus der Lehre von der reinen Stellungskunst aus dem ersten Theil hinlänglich bekannt sind. Dafs solche Wiederholungen nicht so willkommen sind, als das wiederkehrende Thema einer Mozartischen Sonate, ist wohl leicht zu begreifen.

(Der Beschluss folgt.)

Academische - und Schulreden.

Elogio di Francesco Soave, membro dell' Istituto nazionale e della società italiana delle scienze, professore dell' analisi delle idee nella Università di Pavia. Orazione inaugurale degli studj per l'anno scolastico 1811—1812 detta nell' aula del Liceo dipartimentale del Lario da Luigi Catenazzi professore di belle lettere e storia antica e moderna.

Elogio di Felice Fontana, Orazione inaugurale degli studj recitata il dì 12. Novembre 1812 nella grand' aula della R. Università di Pavia dal professore Giuseppe Mancili.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 56.

Dienstag, den 13. Julius

1813.

Etymologie.

Nachdem diese Wissenschaft, den Spöttern nur zu oft eine leicht zu treffende Zielscheibe des Witzes, auf feste Grundsätze zurückgeführt worden, hat man das Studium der Abstammung und Verwandtschaft der Sprachen in unsern Tagen aufs neue mit regem Eifer betrieben. Man hat sich überzeugt, daß, bevor nicht die einzelnen Sprachen bis in ihre Ur-Bestandtheile zergliedert sind, alles Vergleichen nahe oder entfernt in Beziehung stehender Idiome nur unsichere Resultate über ihre Verzweigungen gewähren könne, mithin noch lange nicht an Entwerfung einer echten Stammtafel aller uns bekannten asiatisch-europäischen Sprachen zu denken sey. Für die Anatomie des griechisch-lateinischen, und des semitischen Sprachstammes ist von gründlichen Etymologen schon vieles geschehen; aber noch lange nicht genug. Am eifrigsten, und auch am glücklichsten sind in etymologischer Hinsicht die germanischen Sprachen bearbeitet worden. Um sie hat sich besonders *Wächter* durch sein Glossarium und die dazu gehörigen Prolegomena unsterbliche Verdienste erworben. Nicht so günstig ist das Schicksal den *slavischen* Sprachen gewesen, von welchen einzelne Dialekte schon völlig ausgebildet waren, als es noch keine deutsche Prosa gab. Wir verkennen zwar nicht die Bemühungen der *russischen Akademie*, und des Hrn. *Linde*; müssen aber dennoch behaupten, daß für eine gründliche Analyse des ganzen slavischen Sprachschatzes nur wenig geleistet worden. Welche frohe Aussicht eröffnet sich daher den Sprachforschern durch den anzuzeigenden

Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slawischen Sprachen, von *Joseph Dobrowsky*, Mitgl. d. Warschauer G. d. Freunde d. W., d. Charkower Univers. in Rußland, der Slowakischen G. in Ungarn. Prag, bey *Haase*, 1813. 86 S. und 2 Tabellen, in 8. Siebentes Heft.

Hr. *Dobrowsky* hat seine Kompetenz in diesem Fache schon öfter, hier aber aufs neue unwidersprechlich dargethan. Auf wenigen Bogen entwickelt er kurz die Grundsätze — den Meister ver-rathend, der tief in das innerste Wesen, und den Bau der Sprache gedrungen ist — nach welchen das Etymologikon ausgearbeitet werden soll. Möge es ihm gefallen, die Hand recht bald, wenn es noch nicht geschehen ist, an das Werk zu legen, und es mit beharrlichem Sinne zu vollenden. Es wird neues Leben über das slavische Sprachstudium verbreiten, und den Verfn. künftiger Wörterbücher der einzelnen Sprachen und Mundarten als Fadel vorleuchten. Zwar hat sich Hr. *D.* in diesem Entwurfe nicht ausdrücklich zur Herausgabe des Etymologikons anheischig gemacht. Allein wir zweifeln nicht daran; ja, wir möchten ihm ins Gewissen'schieben, daß er jetzt mehr als je dazu verpflichtet sey, da es nur auf ein ernstliches Wollen ankömmt. Wer würde nun noch wagen den Kampfplatz zu betreten? Wer vermag das anatomische Messer mit so ruhiger und sicherer Hand zu führen, daß er den Körper der Sprache in die kleinsten organischen Theile zerlege? Wem ist zugleich das seltene Talent zu Theil geworden, daß er sich bey dem Vergleichen mit verwandten und fremden Sprachen immer so *nüchtern* zu erhalten wisse, damit er nicht auf Abwege gerathe, wodurch die Etymologie von *Goropius*, *Becanus* und *Rudbeck* an, bis auf die allernüchternen Sprachschwärmer herab, ihren Verächtern ein Gräuel geworden ist?

Ein Auszug aus dem vorliegenden Entwurfe ist nicht wohl möglich; die Freunde der Etymologie werden ohnehin eilen, sich denselben zu verschaffen. Wir begnügen uns, eine kurze Übersicht zu geben, und einige Bemerkungen beyzufügen. Vorangehen *Postulat*. Man ordne die Wörter nach Verwandtschaft der Buchstaben. Man lasse fremde Wörter weg. Man bringe jedes abgeleitete Wort unter sein Stammwort, und die zusammengesetzten Wörter unter das Hauptwort. Man wähle den Infinitiv oder die erste Person des Präsens, je

nachdem die Stammsylbe nicht verändert wird. Man gehe bey den Zeitwörtern bis auf ihre einfachsten Formen zurück. Man eröffne das Etymologikon mit einer Tabelle aller Bildungslaute, und theile die Wurzelsylben in drey Classen. — Hierauf folgen die eigentlichen *Prolegomena*: Höhe und Tiefe des reinen Vocallautes. Functionen der Vocale. Bildungslaute und Bildungssylben, die den Stammsylben angehängt werden. Verwandtschaft gewisser Laute. Allgemeine Bildung der Geschlechter. Wurzellaute und Stammsylben, die nur aus einem Grundlaute bestehen. Bildung der Zeitwörter. Bezeichnung der Personen. Bildung der Stammwörter, Bildung längerer Formen der Zeitwörter. Stammsylben und Wurzelwörter der zweyten Classe. Wurzeln die aus drey Grundlauten bestehen.

Einige Mahl nimmt der Verf. Veranlassung, die etymologische Anordnung des Wörterbuchs der russischen Akademie zu rügen. Auch wird *Maudru* über das *tableau étymologique* in seinen *Éléments raisonnés de la langue Russe* zurecht gewiesen. — S. 32 beklagt sich der Verf., daß in allen slavischen Sprachlehren die Abhandlung von Wohlklang vermilst werde. Aber fällt dieser Vorwurf nicht auch auf ihn zurück? Sein *Lehrgebäude der böhmischen Sprache* ist in dieser Hinsicht ebenfalls leer ausgegangen. — Wenn wir Hrn. D. S. 6; recht verstehen, so hätte mit dem Lateinischen das Littauische mehr Ähnlichkeit als das Slavische. So viel Rec. das Littauische kennt, ist es nur in so fern mit dem Lateinischen verwurzelt, als es mit dem Slavischen eine gemeinschaftliche Abstammung hat. *Schlözer* sagt irgendwo, die slavische und littauische Sprache seyen *cousines germanes*. — Sollte die Gewöhnheit der Russen, Verbindungen wie *pr in pre*, durch Einschlebung eines Vocale zu mildern (*perc*) die nach der Meinung des Verfs. S. 74, auf Vermischung der Russen mit Völkern finischer Herkunft hinweist, nicht vielmehr ein eigenthümliches inneres Streben dieser Mundart zum Wohlklang seyn? Rec. weiß übrigens sehr wohl, daß durch das frühe Zusammenleben der Finnen und Russen, erstere Einfluß auf die Sprache der letztern gehabt haben. — Der Vorzug der slavischen Sprache vor der deutschen in Absicht auf Wohlklang wird S. 79 ganz leise berührt. Rec., ein Deutscher, hat Gelegenheit gehabt, alle slavischen und deutschen Hauptdialekte reden zu hören, und bekennet, daß der härteste slavische Dialekt seinen Ohren angenehmer klingt, als der wohlklingendste deutsche. Nur ein wahrloses Gehör oder falscher Nationalstolz kann das Gegentheil behaupten. Einzelne Wörter beweisen nichts, und nur den *Augen* der Schriftgelehrten klingt die *geschriebene* slavische Sprache hart.

Rec. kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, Hrn. *Dobrowsky* auch noch die baldige Herausgabe der von so vielen Seiten her verlangten *Grammatik der altslavonischen Sprache* ans Herz zu legen. Sie ruhet wahrscheinlich schon länger als neun Jahre im Schreibepulte.

Erst nach ihrer Erscheinung werden deutsche Gelehrte im Stande seyn, mit deutschem Fleiße und deutscher Gründlichkeit sich auch in dieses ihnen bisher fast ganz fremde Fach zu werfen.

Kriegswissenschaft.

Auracher's Vorlesungen über die angewandte Taktik oder eigentliche Kriegswissenschaft, u. s. w.

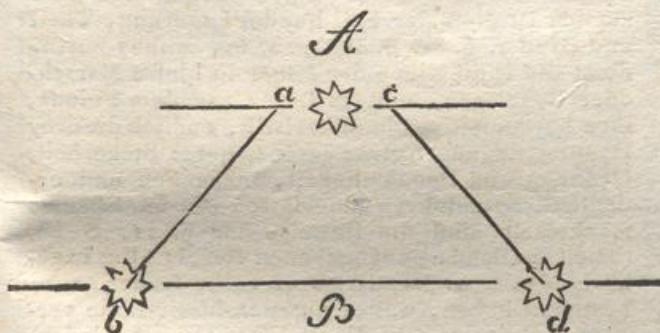
(Beschluß.)

Nach weniger empfehlend als die Wiederholungen sind für ein *Lehrbuch* die Widersprüche, von denen wir einige anführen wollen.

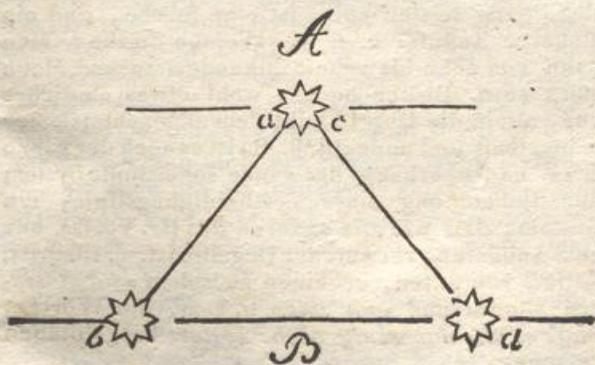
Seite 43, bey der Heereversorgung 1. Th. 1. B. ist der §. 31 überschrieben: »Ersatz der Menschen;« darauf folgt gleich eine Art Unterabtheilung »durch *Spitäler, Entstehung der Krankheiten.*« Es ist wohl leicht begreiflich, daß der Hr. Verf. damit sagen wollte: es ist nothwendig die durch Krankheiten Hinweggerafften zu ersetzen. Warum überschreibt er aber nicht in diesem Paragraph lieber Abgang an Menschen — durch Krankheiten u. s. w. Seine Überschrift enthält den offenbarsten Widerspruch. §. 7. S. 92 in der Stellungskunst sagt der Hr. Verf., daß die Batterien nicht über 800 bis 900, §. 15. S. 102, daß solche nicht über 1000 Schritte auseinander gestellt werden sollen. §. 25. S. 229 in der Gefechtslehre (1. Th. 2. B.) liest man den Satz: »Finden sich nur einige unmittelbar besiegbare Punkte in der feindlichen Fronte, und ist es nöthig nur in diesen die den Feind umringende Masse zu werfen, u. s. w. Massen zum Umringen des Feindes und dazu, wenn sie nur an einen Theil der feindlichen Stellung eindringen können, sind wohl auch eine über die Kunstgriffe der größten Taktiker hinausgehende Aufgabe. Überhaupt ist der ganze Angriffs-Entwurf in §. 26 dieser Abtheilung eine taktische, nicht einmal in Exercier-Lägern anwendbare Spielerey, und es hiesse den Verstand unserer Leser beleidigen, wenn wir beweisen wollten, daß man mit den Abtheilungen einer in die feindliche Stellung eingedrungenen Colonne (nehmen wir auch an, sie habe des großen Verlustes ungeachtet ihre ganze Form und Standhaftigkeit beybehalten) alle jene Evolutionen, die der Hr. Verf. zur Aufrollung der übrigen feindli-

chen Linie nothwendig findet, ausführen, und noch auf gleiche Art das zweyte Treffen durchstoßen könne. Freylich wenn die *hintern etwas geöffneten Abtheilungen der Colonne, bey Anstoßen der ersten an den Feind auf ein Commandowort plötzlich zusammen anschließen*, und so der Spitze auf einmal einen Stofs aus allen Kräften versetzen, so muß sie wohl den Feind überstürzen.

Noch auffallender ist der Widerspruch der in der Stellungswissenschaft (2. Th. §. 10 S. 88.) vorkommt wo es ausdrücklich heißt (Zeile 12 von oben): »Daher muß man die Flanken nach der zweyten Figur in die vordere Front ein-, und nach der dritten Figur von der hintern Vertheidigungs-Frontlinie auslaufen lassen. Nach dieser Regel wäre demnach die folgende Figur der zweyten parallelen Vertheidigungslinie *A* und *B* und der sie verbindenden Flanken *a b* und *c d* die beste.



§. 13. S. 68 in der letzten Zeile heißt es jedoch, »Für die beste Lage dieser Communications-Fronten ist Figur 4 in Tab. I. angenommen. Solche hat aber, wie man daselbst sehen kann, folgende Gestalt:



was ist nun wohl hier das Wahre?

Eben so werden §. 61 S. 254 alle Stellungen, welche eine kleine Front und lange Flanken haben,

für verwerflich, und doch gleich darauf noch in dem nämlichen Satze jene in Form eines Keils für eine der heyden Stellungen erklärt, welche die größte Sicherheit besitzen. Gibt es wohl aber eine Stellung, welche weniger Front und längere Flanken hat, als die keilförmige? wie sind demnach diese beyden einander ganz widersprechenden Sätze zu vereinen? Eudlich heißt es §. 67 S. 279: »Man marschirt mit der ganzen Armee in einem Corps, u. s. w. 4) Wenn man dem Feind ein entscheidendes Treffen liefern will u. s. w. Später S. 281 aber wieder: »Man gebraucht diesen Marsch (hier jenen mit Armee-Abtheilungen (Divisionen) vom Verf. auch der combinirte Marsch genannt) wieder 4) wenn man eine Schlacht liefern will.« Wie marschirt man den also zu einer Schlacht?

Will man Beweise von des Verfs. Deutlichkeit haben, so lese man die Stelle (Theil 1. Band 2) §. 37, S. 68, Zeile 7. S. 70, Zeile 5 und 6, den ganzen §. 54, S. 101, in der Gefechtslehre die 3te Regel zu §. 3, S. 155 und §. 31, S. 242; dann den Schluss des §. 17, S. 190; weiter Theil 2. Band 1. die Regel §. 52, S. 230. Theil und Band 2, den §. 75, S. 299, die Regel §. 94, S. 395, und man wird sich überzeugen daß nach mehrmahliger Durchlesung man am Ende doch nur errathen muß, was der Verf. sagen will.

Will man von der Phantasie desselben Proben, so zeigen sich solche in der Gefechtslehre, wo er unter andern im §. 10, S. 174 leichte Infanterie mit der äußersten Schnelligkeit auf die Flügel der Reiterey wirft, nachdem er letztere zuvor in des Feindes Flanke geworfen.

So kann man weiter den im §. 34, S. 252 vorgeschlagenen Angriff auf eine verschanzte Stellung nicht ohne Rührung lesen, bis man an die Stelle kömmt, wo die *durch einen ordentlich bequem gemachten Einschnitt in die Contrescarpe des Grabens* eingedrungenen Grenadiers alle zugleich *auf ein gewisses Zeichen* die (natürlich von dem Feinde noch besetzte) Brustwehr ersteigen. Der Hr. Verf. scheint das Vorbild zu diesem Angriffsentwurfe von den Friedens-Manövern hergenommen zu haben, wo man oft ganz theatralisch ein Manöver in mehrere Acte abtheilt, den Schluss des einen und den Anfang des andern mit einigen Kanonenschüssen bezeichnet, und gerade dadurch diesen Übungen vollends alle Ähnlichkeit mit wirklichen Gefechten benimmt, deren Bild sie doch zum Nutzen für jüngere Offiziere und neue Truppen, so getreu es ohne Kugeln seyn kann, vorstellen sollen.

Eine ähnliche Rüge verdient der §. 36, S. 261 gemachte Vorschlag: die Infanterie - Gewehre, wenn die Cavallerie dieser Truppe zum Angriff auf vierzig Schritte nahe gekommen ist, mit zwey

Kugeln zu laden. Aufser dem, dafs bey diesem Vorschlag die Zeit, die dazu nothwendig ist, die Kugel von der zweyten Patrone abzubeissen, und zur ersten zu laden, gar nicht in Rechnung gebracht worden, bittet man die Herrn Infanteristen sich zur Ausübung desselben einen tüchtigen Polster an die rechte Kinnlade anzubinden, denn sonst dürften viele nach einem solchen Versuch einige Tage sich des Beissens enthalten müssen.

So dürfte auch das, §. 39. S. 266, bey der Vertheidigung einer verschanzten Stellung vorgeschlagene Platzwechseln der Infanterie und Artillerie zu der Zeit, wenn der Feind *den Graben* (des zu vertheidigenden Werkes) *schon passirt hat*, also schon auf der Berme oder gar auf der Brustwehr ist, wohl eine sehr mißliche Sache seyn; hätte der Verf. lieber vorgeschlagen: die Artilleristen sollten auf die Brustwehre hinaufspringen, und sich untermennt mit einiger Infanterie der Reserve, an der es in keiner Schanze fehlen darf, mit den Prozbäumen, Avancierstangen, und ihren Säbeln gegen den erkletternden Feind vertheidigen. Noch nützlicher hätte dieser letztere Vorschlag werden können, wenn man die Gelegenheit benützt hätte, die zur Vertheidigung in einer Schanze commandirten Artilleristen darauf aufmerksam zu machen, sich für diesen Fall schon im Voraus mit gerade gemachten Sensen oder Sicheln auf Stangen, aus den nächsten Ortschaften zu versehen.

Keinen größern Werth hat die §. 57. S. 335 gegebene Lehre, die Brückenwachen, *während man die Joche an der Brücke absägt, durch ein besonderes Detaschement beständig zu unterhalten*. Gott Gnade den Pionniers denen man dieses Abhängen auftragen wollte. Theil 2, Band 1 im §. 3, S. 21 sagt der Verf.: dafs, wenn der Feind eine Festung belagere, so wisse er *die Kräfte der Garnison zu schwächen, und die seinigen in eben dem Grade in Ruhe zu erhalten*. Welch ein großes Verdienst hätte sich der Hr. von A. um die Kriegführung gemacht, wenn es ihm beliebt hätte, uns dieses Kunststück mitzuthemen; dadurch, wahrlich dadurch allein, hätten wir mehr als aus dem ganzen übrigen Werke gelernt.

Sehr gefährlich dürfte die Befolgung der Regel §. 46, S. 204 werden, nach welcher man bey Vorrücken gegen den einige Märsche von uns entfernten Feind, die Läger vor den Defilés nehmen soll. Das entgegengesetzte ist in jedem Fall und in allen Verhältnissen das Beste, denn das andere ist gerade so viel, als wollte man sich vor eine Mauer oder Schanze hinausstellen um unsicher auszuruhen, während man es hinter oder in derselben sehr sicher thun könnte. Welche Folgen würden aus einer solchen Lagerung entstehen,

wenn wir durch ein starkes fliegendes Corps, besonders durch sehr viel Reiterey, die man oft viele Meilen entfernt glaubt, überfallen würden.

Ein anderes ist, sich des Überganges über ein Defilé durch eine vorausgesandte Truppenabtheilung sichern; ein anderes, sich mit seiner ganzen Truppe jenseits desselben lagern.

Überhaupt behorziige man die Hauptregel, dafs man bey dem Lagern und Marschiren, so wie bey den Operations-Entwürfen nie zu vorsichtig, bey Ausführung der Operationen oder bey dem Angriffe nie zu kühn seyn könne.

Was Theil und Band 1. §. 5. S. 19, von den Eigenschaften eines Feldherrn gesagt wird, scheint uns wie manches andere, in einem Werke, dafs für junge Offiziere, nicht für Regenten und Generale geschrieben ist, überflüssig.

Dagegen ist aber manches leider um so mangelhafter, und läßt vieles zu wünschen übrig. Vorzüglich ist dieß der Fall bey der Lagerung, Theil und Band 1. §. 31. S. 129 u. s. w., wobey zuvörderst die Eintheilung der Läger in bloße Marsch- oder Ruheläger, und in Läger vor dem Feinde, ihre beyderseitige Charakteristik, endlich die drey Hauptbedingungen eines guten Lagers: Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit, anzugeben und ordentlich auszuführen unterlassen wurde. Eben so mangelhaft sind die Beweise der §. 11, S. 60, (Theil 2. Band 1) angegebenen Regel: »Um gehöriges u. s. w. Der Hr. Verf. sollte früher genau bestimmt haben, was er unter Defensiv-Linie verstehe. Er gebraucht dieses Wort so verschieden, dafs man, so wie von seiner Operations-Linie, die, oder ein ähnliches Ding, er oft auch unter den Nahmen Operations-Weg anführt, sich gar keinen deutlichen Begriff machen kann.

Gleich darauf S. 61 heißt es: »Das dritte Erforderniß für ein Corps, welches eine Flankenvertheidigung leisten soll, ist eine Stärke, und ein sicherer Zuflufs u. s. w. Welche Stärke? Man kann von zehn bis zehnmahlhunderttausend Mann stark seyn. Später kommt wohl etwas ähnliches vor, allein die Regel bleibt dem ungeachtet immer mangelhaft und undeutlich. So ist es auch der ganze §. 12, und überhaupt das ganze sogenannte System der Behauptung einer Vertheidigungslinie, ein System, dafs wie alle anderen des Hr. Verfs., nur eine Anhäufung verworrender Begriffe ist. §. 18. S. 84. Zeile 3 von unten, scheinen zwischen »durchdringen können« und »um seine u. s. w. die Wörter: »dafs es uns nur wenig Mühe kostet« ausgeblieben zu seyn.

Wie undeutlich, mangelhaft, widersprechend und mit welchen Wiederholungen sind nicht auch die wenigen Regeln und ihre Ausführung des §. 66, S. 276 u. s. w. (Theil 2. Band 2.) verbunden.

Von der logischen Kunst des Verfs. liefsen sich mehrere Proben mittheilen. Die zweyte Regel im ersten Theil §. 22. S. 210 sagt: »Der Befehlshaber nebst den höchsten Offizieren müssen eine hinlängliche Kenntniss u. s. w. besitzen, und sich daher selbst nur im höchsten Nothfall einer grossen Gefahr aussetzen.« Wie folgt das letztere wohl aus dem ersteren? Nicht minder logisch ist der Schlusssatz: *Allein wenn eines im zweyten Theil, zweyten Band, §. 66, S. 278; und der Beweis warum die Armeen nicht, bevor das Korn ziemlich hoch im Felde stehet, zusammen gezogen werden sollen, (§. 90, S. 378).*

Wo man nur immer hinblickt, so finden sich Stellen, welche zum Belege der gerügten Fehler dienen.

Man betrachte nur gleich im Anfang des ersten Theiles ersten Bandes in der Einleitung (S. 7. Z. 7 von oben) den Übergang von der Definition der Heereversorgung zu den sogenannten drey Handlungen bey allen Kriegsvorfällen, *dem Ruhen* (welch eine Handlung), *dem Bewegen und Fechten*; lese §. 10, S. 24 und 25 die Definition des schweren Geschützes; §. 13, S. 27 den Satz *außer diesem muss die Armee versehen werden mit Justiz, Religionslehre u. s. w.*; weiter die schlecht gewählten Ausdrücke: §. 2, S. 85 ganz unten: *die günstigste Ausführung seiner Waffe u. s. w.* und man wird sich überzeugen, dass wir dem Verf. nicht zu nahe treten, wenn wir seine Bearbeitung als eine in jeder Hinsicht unvollkommene Ausgeburt betrachten.

Ist es wohl deutsch, wenn es §. 50, S. 219 heisst: »so dass man von beyden Seiten mit augenscheinlichem Nachtheil des Feindes einen Angriff zu befürchten hat. Wie kann man einen augenscheinlichen Nachtheil des Feindes fürchten? Was soll man dann im Kriege wünschen? Muss man nicht lächeln, wenn man S. 220 liest: »Die verschiedenen Unternehmungen, die ein abgeschicktes Detaschement zum Nachtheil des Feindes unternehmen kann, bestehen erstens in einer eigentlichen Unternehmung u. s. w.«

Wahrlich man muss der Sprache mehr Meister seyn, um auch nur als Bearbeiter aufzutreten.

Doch der Verf. gibt auch eigene Ideen. Er lehret eine ganze Armee zum Überfall theilweise verstecken (1. Th. 2. B. §. 63. S. 165) und überschwemmet einen Gebirgspass durch einen dahin geleiteten Waldstrom (1. Th. 2. B. §. 65. S. 275).

Obschon der Verf. im Ganzen höchst undeutlich, verworren und trocken schreibt, so hascht er doch an manchen Stellen nach Bildern und Ausdrücken, die in ihrer Geziertheit gar sonderbar gegen das Übrige abstechen. So heisst es Th. 2.

B. 2. S. 391: »*Will man es (das Gefecht) nur als einen Schlüssel zu den Pforten des Sieges gebrauchen, der uns diese um so glänzender öffnet, u. s. w.*

Ein wissenschaftlicher Vortrag heischt einen eigenen, einfachen, von Schwulst und trockner Magerkeit gleich entfernten Styl.

Wäre dieses Werk nicht zu einem Lehrbuch für Militär-Akademien und junge Offiziere bestimmt, so hätten wir es keiner so ausführlichen Beurteilung unterzogen. Es ist nach unserer Ansicht in Plan und Ausführung gänzlich verfehlt, und wir glauben dieses bereits hinlänglich erwiesen zu haben. Der Verf. kann sich übrigens mit dem Absatz trösten, da sein Werk schon die zweyte Auflage erlebt hat, worauf wir nur antworten: *Habent sua fata libelli.*

Die Zeit weist allen Dingen ihren rechten Werth an; sie wird auch zwischen dieser Beurteilung und dem Werke entscheiden. Wir gestehen ganz frey, dass wir Venturini's methodischem Pedantismus, und allen seiner Spur nachtretenden Werken höchst abgeneigt sind. Wer über den Krieg schreibt, darf nie die Erfahrung aus dem Gesicht verlieren. Das Systemeschmieden ist selbst in der Medicin nicht so gefährlich als in der Kriegswissenschaft. Vollgepropft von nichtigem Wissen treten nach solchen Lehrbüchern unterrichtete junge Leute aus den Erziehungshäusern, und steigen im langen Frieden mit stolzem Selbstdünkel zu den höchsten Würden heran. Kommt dann der alles bewährende Krieg, so zeigt sich, dass überall die geschickten Befehlshaber fehlen, dass fast alles, womit man sich im Frieden beschäftigte, eitler Tand war, und dass man, statt gebildet, zum Krieg verbildet ist, und so Leuten nachsteht, die eben zu den Waffen greifen. So erging es dem preussischen Heere in dem langen Frieden von 1763 bis 1806 (der Krieg von 1778, die Rhein- und Weichsel-Feldzüge waren zu unbeträchtlich um das Ganze aufzuregen), und große Unglücksfälle konnten es erst wieder von den theoretischen Grubeleyen zum Practischen, zur Brauchbarkeit und Tüchtigkeit zurückführen.

Man würde uns missverstehen, wenn man dafür hielte, dass wir gegen die Militärwissenschaften und das Studium derselben eifern. In einer Zeit wo alles nur durch Waffengewalt besteht und bestehen kann, und kaum noch der geistliche Rock vor den Waffen sichert, sollen die Fähigkeiten des Geistes und des Gemüthes sich auf den Krieg wenden. Die Phantasie muss sich mit dem Gedanken an Gefahren vertraut machen, und der Verstand sich die Kenntnisse erwerben, die man im Kriege bedarf; daher wünschten wir, dass auf allen Universitäten Lehrstühle für die Kriegswissenschaft errichtet, und alle Studierende

verhalten würden, dem Unterricht über den Krieg beyzuwohnen.

Aber es müssen bewährte Männer seyn, die lehren. Sie müssen den Krieg nicht bloß aus Büchern, sondern aus der Erfahrung kennen; nicht an Lehrbücher wie *Venturini* und die nach ihm bearbeiteten Vorlesungen, gebunden seyn, sondern an der Hand der Geschichte und Erfahrung dem Lernbegierigen zeigen, wie fast alle Regeln im Kriege Ausnahmen leiden, wie auf das Gelingen der Kriegsunternehmungen geistige und physische Ursachen einwirken, und die Aufgaben sich nicht wie ein Rechenexempel nach algebraischen Formeln lösen lassen. Hätte in diesem Sinn und Geist Hr. v. *Auracher* den *Venturini* bearbeitet, so würde ihm ein neues aber gewiß gehaltvolles Werk unter der Feder entstanden sey.

v. -----s.

C h e m i e.

Humphry Davy's chemische und physiologische Untersuchungen über das oxydirte Stickgas und das Athmen desselben. Zwey Theile. Aus dem Englischen übersetzt. Erster, chemischer Theil. Lemgo, in der *Meyer'schen* Buchhandlung 1812. XXXII und 311 S. in 8.

Auch unter dem besondern Titel:

Humphry Davy's chemische Untersuchungen über die Verbindungen des Stickstoffs mit Sauerstoff und Wasserstoff, und besonders über das oxydirte Stickgas.

Allerdings zu verwundern ist es, daß eine vollständige Übersetzung dieses in jeder Hinsicht classischen Werkes des englischen Naturforschers, welches sich den Werken seiner Landsleute, eines *Priestley* und *Kirwan* ehrenvoll anschließt, erst jetzt herauskömmt, da das Original doch schon 1800 in London erschien, und schon damals Epoche machte. Gleichsam, als hätte es erst der unangeheuren Entdeckungen *D's* in der neuern Zeit bedurft, um seinen frühern Arbeiten Werth zu geben, denn nur dem Einzelnen nach, besonders was den physiologischen Theil betrifft, wurde dieses Werk in Deutschland bekannt. Eben dieser späten Erscheinung wegen wäre es auch nicht an der Zeit, in eine Kritik der Arbeiten *D's* selbst einzugehen, da diese, von dem damaligen Standpunkte der Chemie aus betrachtet, in

jeder Hinsicht vortrefflich sind; und wenn gleich in der letzten Zeit durch Mehrere, so wie durch *D.* selbst in manchem berichtigt und weiter durchgeführt, doch immer, so lange es eine chemische Wissenschaft geben wird, als schätzbare Monographien ihren Werth behaupten werden, und folglich auch in der Bibliothek des Chemikers eben so wenig, als die noch ältern Schriften eines *Lavoisier*, *Priestley*, *Kirwan*, *Scherb* u. a. m., fehlen dürfen.

In dem vorliegenden ersten Theile sind zwey große Reihen von Untersuchungen enthalten. Die erste beschäftigt sich mit der Erzeugung und Analyse des oxydirten Stickgases, und der damit verwandten luftförmigen Flüssigkeiten; die zweyte mit den Verbindungen des oxydirten Stickgases mit verschiedenen Körpern, und mit der Zersetzung dieses Gases durch brennbare Körper. Dem zweyten, physiologischen Theile dieses meisterhaften Werkes, sehen wir mit Verlangen entgegen.

Die Übersetzung ist im Ganzen gut gerathen; nur wäre zu wünschen gewesen, der ungenannte Übersetzer hätte sich einer gebräuchlichern Orthographie bedient. So schreibt er z. B. immer statt: Sättigung, gesättigt, »Sätigung, gesätigt.« Bey der Bezeichnung der Dezimalen, ist, wo ganze Zahlen fehlten, statt einer Nulle bloß ein Comma gesetzt, was doch mit Recht wenig gebräuchlich ist, da es leicht zu Irrungen Anlaß geben kann. Druck und Papier sind mittelmäßig.

—s—

Rechtsgelehrtheit.

Die Gerichtsbarkeit in streitigen und nicht streitigen Rechtssachen in practischen Regeln und Beyspielen dargestellt, von *Dominik Kostetzky*, quiescierendem Magistrats-Rath der k. Kreisstadt Leitmeritz. Mit Genehmigung der k. k. Hofcensur. Prag 1812. In Commission bey *I. G. Calve*. Auf Kosten des Verfs. 318 S. nebst einem alphabetischen Register in 8.

Vorstehendes Werk enthält, wie der Titel zeigt, eine ausführliche Darstellung der Gerichtsbarkeit in Böhmen nach ihrem ganzen Umfange, wie dieselbe durch die Jurisdiction-Norm vom 11. Februar 1784 und durch spätere Gesetze für dieses Königreich festgesetzt wurde. Da jedoch die Vorschriften dieser Jurisdiction-Norm mit jenen, welche *Joseph II.* in Hinsicht der Gerichtsbarkeit für alle seine deutschen Erbstaaten in den Jahren

1783 und 1784 erließ, im Wesentlichen übereinstimmen, und nur in den verschiedenen Provinzen, in Rücksicht einiger Behörden, kleine Abweichungen bestehen: so hat das eben angeführte Buch in sämtlichen deutsch-österreichischen Provinzen größtentheils Anwendbarkeit.

In der Vorrede erklärt sich der Verf. auf eine bescheidene Art über die Gründe, welche ihn zur Ausarbeitung seines Werkes bestimmten. Ref. ist hier mit dem Verf. ganz einverstanden, wenn er sagt: »So vereinfacht indessen durch die neue Justizregulirung unsere heutige Gerichtsverfassung auch immer erscheint, so ist doch die Gerichtsbarkeit an und für sich ein Gegenstand, welcher der verschiedenen Zweige wegen, in welche sich derselbe theilt, und wegen der hieraus entspringenden mancherley Collisionen in der Ausübung, immer noch mit Schwierigkeiten verbunden ist.« Eine deutliche Auseinandersetzung dieses interessanten Stoffes bleibt daher immer eine wünschenswerthe Erscheinung, besonders da wir, so viel Ref. bekannt ist, noch kein Werk besitzen, worin man die Vorschriften über die Gerichtsbarkeit nach ihrem ganzen Umfange, selbst mit Rücksicht auf ihre Modificationen, so im Detail wie hier, beysammen fände.

Das Werk zerfällt in vier Hauptstücke, wovon das erste von der vorläufigen Kenntniß von Rechtsachen, Gerichtsbarkeit und Gerichtsstellen, das zweyte von der Gerichtsbarkeit in streitigen Rechtsachen, das dritte von der Gerichtsbarkeit in außerordentlichen Streitsachen und der Execution, das vierte endlich von der Gerichtsbarkeit in nicht streitigen Rechtssachen handelt. Jedes dieser Hauptstücke begreift wieder mehrere Abschnitte in sich. Die in diesen letzteren enthaltenen Vorschriften sind auf gewisse Regeln zurückgeführt, welche sodann, mit Bemerkung der Ausnahmen, wo es deren gibt, auseinander gesetzt werden. Welch einen größeren Werth diese (philosophische) Methode des Verfs. vor einer trockenen Compilation der Gesetze in Hinsicht des leichteren Auffassens und Behaltens derselben behauptet, bedarf keines Beweises. Die Vorschriften in Betreff der militärischen Gerichtsbarkeit sind an den gehörigen Orten mit vieler Pünctlichkeit beygefügt, und die Tabelle, welche (S. 38) die Übersicht der Gerichtsbarkeit und des Gerichtsstandes liefert, ist eine angenehme Zugabe. Indessen muß man doch bemerken, daß der Verf. hier und da etwas zu weitläufig geworden ist, und manche Wiederholungen und Beziehungen, selbst mit Beybehaltung seines Planes, hätte vermeiden können. Nicht minder finden sich an mehreren Orten kleine Mängel, und Unrichtigkeiten die jedoch dem Ganzen nicht schaden, und von denen Ref. nur einige anführen will. So könnte (S. 50) das Hofdecret von 19. Juny 1790

beygefügt seyn, daß Sequestrations-Gesuche nicht zur Realjurisdiction, sondern dahin gehören, wohin die Klagsache gehört, wegen welcher die Sequestration begehrt wird. — Die Betrafung jener Personen, die eine ungültige Ehe eingegangen haben, so wie die *Ehescheidungen* der Aka-tholiken (wohl unterschieden von Ehetrennungen) gehören nicht, wie der Verf. (S. 77) behauptet, vor das Landrecht, sondern die erstere, nach den §. 185 des I. und 252 des II. Theiles unsers Strafgesetzes, vor das Tribunal der Verbrechen oder schweren Polizey-Übertretungen; die letzteren aber, nach dem §. 105 des A. B. G. B., vor die Personal-Instanz der Eheleute. — Den Unterschied, den der Verf. S. 90 bey der Frage, ob jene Gattinnen die vermöge ihres angebornen Standes einen Vorzug vor dem Stande ihrer Ehegatten haben, die Rechte ihres früheren Standes beybehalten; zwischen dem §. 10 der Jurisdiction-Norm und §. 92 des A. B. G. B. sehen will, findet Ref. keineswegs gegründet, indem wohl beyde Paragra- phe das nämliche behaupten. — Die bey uns möglichen Arten der unehelichen Kinder sind S. 94 nicht genau angegeben. — S. 102 hätte der Verf. unter den Personen, die nach österreichischen Gesetzen keine förmlichen Wechsel ausstellen können, noch die Minderjährigen aufzählen sollen, wenn sie auch *veniam aetatis* erhalten haben, ausgenommen wenn sie mit Bewilligung der Obrigkeit eine öffentliche Handlung führen, oder in eine Handlungsgesellschaft eintreten. W. O. Art. VII. — S. 112 wäre die Einschaltung des Hofdekretes vom 9. May 1785, welches eine besondere Vorschrift in Hinsicht der Aufstellung des Vormundes, und der Rechnungslegung bey jenem Pupillar-Vermögen, worin eine *Bergwerks-Entität* begriffen ist, enthält, nicht überflüssig gewesen. — In Rücksicht der *Prorogirung* der Gerichtsbarkeit scheint Ref. nicht die S. 143, sondern die spätere S. 150 aufgestellte Regel: daß nämlich die ausdrückliche freywillige *Prorogirung* sowohl unter Gerichten der nämlichen, als einer verschiedenen Gattung der Gerichtsbarkeit Statt finde, außer u. s. w., die richtigere zu seyn. Allein in der Aufzählung der einzelnen Fälle, wo eine Prorogation eintreten kann, ist Ref. nicht überall der Meinung des Verfs. So scheint z. B. Refn., daß den Unterthanen der ottomanischen Pforte eine Prorogirung ihres Gerichtsstandes nicht erlaubt sey. Denn ihr *privilegium fori* wurde in dem Passarowitzter Frieden auf Verlangen der türkischen Regierung für alle ihre Unterthanen in den österreichischen Staaten bewilliget; dasselbe wurde daher nicht in *favorem* einer einzelnen Person, sondern des ganzen Staats festgesetzt, wobey also die Regel: *Favori pro se intra ducto quilibet renunciare potest*, wie z. B. bey den

Adelichen, nicht angewendet werden kann. Warum hat ferner der Verf. den *Fiscus* unter den Personen, die nie prorogiren können, nicht angegeben?

Besonders deutlich findet Ref. die Bestimmungen über den Gerichtsstand des Wohnortes (S. 65—71) und die S. 174—193 angeführten Vorschriften über die Legung der Civil- und Militär-Ärarial-, und Privat-Rechnungen; so wie er auch S. 147 die Angabe der *ratio legis* bey der Meinung das den Wechsel-, Berggerichts- und Lehenssachen nie ihre Gerichtsbarkeit entzogen werden könne (was bey Wechselgegenständen doch vielleicht zuweilen eine Ausnahme leiden könnte) mit Vergnügen, aber auch mit den Wunsche bemerkt hat, das dieselbe auch bey anderen Gelegenheiten angebracht seyn möchte.

K—r.

Wlachische Sprachlehre.

Deutsch-Walachische Sprachlehre. (Wlachische Sprachlehre für Deutsche.) Verfasset von *Jo- hann Molnár von Müllersheim*, königl. Landes (-) Augenarzt im Großfürstenthum Siebenbürgen, und öffentlicher (m) Lehrer der Augenkrankheiten an der Universität zu Klausenburg. Zweyte (.) vermehrte und verbesserte Auflage. Herrmannstadt, bey Hochmeister, 1810. 413 S. und 5 B. Register. in 8.

Diese neue Auflage kann für einen unveränderten Abdruck der ersten (Wien, bey Kurzbeck, 1788) gelten; so unbedeutend sind die Veränderungen, die sich aus einer sorgfältigen Vergleichung beyder ergeben: z. B. für *ómule nu te shkærbi*, Mensch, nicht betrübe dich (betrübe dich nicht); stehet jetzt S. 29, *nu te entrista*, nicht sey traurig (sey nicht traurig); und für *de un félju*, einfach, stehet S. 125 *fsimplu*. Eine Menge Schreib- oder Druckfehler sind geblieben. Auch Zueignung und Vorrede sind Wort für Wort beybehalten, bey ersterer sogar das Datum *Wien, 23. May 1788*. Der Consonant *iii* (*schi*) hatte sich in der ersten Auflage S. 5 unter die Vo-

cale verirrt; er hat auch hier S. 4 diesen Platz behauptet. Der Beysatz *vermehrt* beziehet sich darauf, das den angehängten Aufsätzen *sechs* neue Briefe zugegeben sind. Druck und Papier sind viel schlechter. Indessen müssen wir gegenwärtige neue Auflage, so wie sie ist, dennoch mit Dank annehmen, da die erste längst aus dem Buchhandel verschwunden war, und diese Grammatik so lange die beste bleiben wird, bis wir eine bessere erhalten; denn die *Elementa linguae Daco-Romanæ sive Valachicæ*, *Budae*, 1805 sind unbrauchbar, weil der Herausgeber, Hr. von *Sinkay*, die kyrillischen Lettern nicht beybehalten hat. Die von demselben (*Epistola ad Joannem de Lipszky*, *Budae*, 1804), von *Körösi* (*Orthographia Latino-Valachica*, *Claudiopoli*, 1805), und von *Rosha* (s. *Annalen der Literatur und Kunst*, August 1811) vorgeschlagene Vertauschung der kyrillischen gegen lateinische Buchstaben wird schwerlich Glück machen, da fast die ganze wlachische Nation, in so fern sie schreibt und liest, an die kyrillische Schrift gewöhnt ist. Die angeführten Gründe sind ohnehin seicht genug: Die Wlachen sind Abkömmlinge der alten Römer, *folglich* muß ihre heutige Sprache mit dem lateinischen Alphabete geschrieben werden.

Verdienstlich wäre es gewesen, wenn der Verf. seiner Grammatik eine kurze Übersicht und Würdigung der Hülfsmittel zur Erlernung der wlachischen Sprache und ihrer Literatur, wie auch einige Nachrichten über die verschiedenen Mundarten vorangeschickt, und zugleich seine Landsleute aufgemuntert hätte, ernstlich an die Herausgabe eines Wörterbuchs zu denken. Bevor wir dieses nicht haben, wird kein richtiges Urtheil über die Bestandtheile der für die Geschichte der lateinischen Sprache neue Bereicherungsquellen versprechenden und schon dadurch auch für Nichtwachsen ganz besonders interessanten wlachischen Sprache ausgesprochen werden können. Zwar liegen, so viel Rec. weiß, *drey* Wörterbücher zum Druck bereit, von *Budai*, *Klein* und *Körösi*. Da aber das Wlachische in denselben mit lateinischen Buchstaben ausgedrückt ist, so werden sie dem Sprachforscher wenig nützen; diesem würde vor der Hand ein kurzes, trockenes Wörterverzeichnis mit kyrillischer Schrift, und durch irgend eine bekannte Sprache erklärt, viel willkommener seyn.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 57.

Freitag, den 16. Julius

1813.

Schöne Wissenschaften.

Der Zauberring. Ein Ritterroman, von *Friedrich Baron de la Motte Fouqué*. Erster Theil 214 S. Zweyter Theil 191 S. Dritter Theil 194 S. Nürnberg, bey *Johann Leonhard Schrag*. in 8.

Während Viele aus der gegenwärtigen Erneuerung alt vaterländischer Dichtung für ihre eigene Erfindungskraft keine andere Ausbeute gewinnen, als ein leeres Spiel mit Alterthümlichkeit des Ausdrucks, und kindisches Stolziren mit der so genannten Kindlichkeit der Gefühle, und sich bereits groß dünken, wenn sie wie zu einem Fastnachtsfeste in uralten Formen verkleidet auftreten können, hat der Urheber des Werks, das hier beurtheilt werden soll, vielmehr sich bestrebt, zur tiefen Eigenthümlichkeit jener Dichtungen nicht allein, sondern des Zeitalters selbst, in dem sie entstehen konnten, vorzudringen, und beyde in eigener, aus jenem Geiste des neu-europäischen Alterthums unmittelbar hervorgehender Erfindung zu verherrlichen.

Die Natur des Ritterthums in ihren Tiefen zu erfassen, und in einer auf sie begründeten Geschichte, selbst von ritterlicher Gesinnung begeistert, darzustellen, die Schönheit des damaligen Lebens in ihren großen Formen auch großartig und frey zu entwickeln, war die seltene Aufgabe dieser Dichtung, aus welcher uns ein so herrliches Leben entgegenstrahlt, daß wir wohl die Freyheit der Wahl haben mögen, in seine zauberischen Kreise einzutreten oder nicht, einmahl aber dort hineingeschritten uns nicht mehr der sanften Gewalt seiner Reitze entziehen können.

Dem gefassten Plane gemäß, führt uns die Dichtung aus dem Herzen Deutschlands, wo sie vor der Burg des Herrn *Hugh von Trautwangen*, an den Ufern der Donau beginnt, bis an die Eisgränze Europa's, und bis zu den Säulen des Her-

Siebentes Heft.

kules, und durch das Mittelmeer, in immer wechselnder Gestaltung. Wir erblicken die siegende Kraft des Christenthums zugleich im Kampfe mit den Bekennern der Lehre Mohameds und mit dem uralten Heidenthume im hohen Scandinavien; germanische Eigenthümlichkeit entfaltet sich vor uns in ihrer reichsten herrlichsten Blüthe nicht allein, auch zu ihrer tiefen Wurzel, der nordischen Abkunft, ist uns hinabzuschauen vergönnt; in mannigfaltiger Berührung begegnet uns Liebe und Haß, Starksinn und Frechheit, der hohe Muth männlicher Tugend, weibliche Zartheit, und der Menschen tiefe Verderbnis, letztere nur wie ein unglücklicher Irrthum erscheinend, von welchem sie, durch die Erkenntnis einer schönern Bestimmung des Lebens, reuevoll sich wieder hinwegwenden. Das Wunderbare des Epos umschließt das Ganze, wie ein geheimnisvoller Himmel über einer Welt ruht, und ihr innerstes Leben erregt und leitet.

Das Gesagte wieder zu sagen, von der Erzählung wieder eine Erzählung zu geben, durch einen fortgeführten Auszug des Werks ein dürres Gerippe statt des blühenden Lebens hinzustellen, kann unmöglich weder der Zweck des Recn., noch das Verlangen der Leser dieses Blattes seyn. Mit dem Beginne des Kreuzzuges *Richards Löwenherz*, der bey der Burg *Hughs von Trautwangen* in Schwaben an den Ufern der Donau vorüber zieht, beginnt die Geschichte, deren erste anspruchslose Einfachheit wie das Kindesalter des Menschen wohl den Keim bald sich entwickelnder Größe in sich trägt, doch ohne davon den Anschein zu haben. *Hughs* Sohn, *Otto*, weilt dort, während *Richard* in stolzer Pracht ritterlicher Hoheit am jenseitigen Ufer vorüber zieht, und Schaaren frommer Pilger auf seinem Pfade dem heiligen Grabe zuwallen, mit seinem Mümchen *Bertha*, mit der er aufgewachsen, und sieht voll unbestimmten Verlangens nach jenen Gestalten hinüber. Eine neue Erscheinung weckt ihn aus den Träumen der Kindheit zur männlichen Thätigkeit

Es ist *Gabriele* von *Portamour*, durch die er die Geschichte eines geheimnißvollen Ringes erfährt, den sie ihr rechtmäßiges Eigenthum glaubt, seiner Besitzerin, *Blanchefleur* von *Montfaucon*, mit List hinwegnahm, den aber der ritterliche *Fulko*, immer durch den Zweykampf mit jenen Rittern, die ihre Sache verfechten, sich wieder zueignet. Auch jetzt, da sie dieß kaum erzählte, kommt *Fulko* von *Montfaucon* schlagfertig wie sonst, und das mühsam wieder errungene Kleinod fällt abermahls in seinen Besitz. *Otto*, von *Gabrielens* Schönheit und Thränen erschüttert, nicht mehr achtend seines Mümchens *Bertha*, leistet, von *Fulko* zum Zweykampfe, weil ihm der Ritterschlag fehle, nicht zugelassen, einen hohen Schwur, nicht zu ruhen, bis er ihr Eigenthum ihr wieder zugewandt. Sie, seiner jugendlichen Wärme wenig achtend, zieht von hinnen, aber der alte Herr *Hugh*, als er des Sohnes Gelübde vernommen, schlägt ihn zum Ritter.

Mit dem Auszuge Herrn *Otto's* aus der Burg seines Vaters entfaltet sich nun eine Geschichte der Herrlichkeit ritterlicher Kraft, beynahe durch alle Völker Europa's hindurchgeführt, nach ihrem verschiedenen Charakter selbst in mannigfaltiger Eigenthümlichkeit abwechselnd, stets von dem einen Gedanken edler Treue und rechtlichen Strebens getragen und hoch gehalten; überall groß, in erhabensten, wenn christliche Stärke mit den furchtbaren Zauberkräften des Heidenthums ringt, und dieses all seine Schrecknisse schauerlich entfaltet. *Bertha's* Thränen um *Otto*, der sie verließ, bewegen ihren Bruder *Herdegen* von *Lichtenried*, sie gleichfalls von der Burg Herrn *Hugh's* von *Trautwangen* fortzuführen, und mit ihrem Auszuge beginnt die Erzählung vielfältiger weiblicher Tugend, beginnt die Entwicklung zarter Verhältnisse der Liebe und Anhänglichkeit, und eines unerschütterlichen Vertrauens auf die ewige Vorsicht, das zuletzt den weiblichen Charakter zur höchsten Erhabenheit steigert, und durchaus großartig das Ganze des Romans zu einer kaum geahndeten Höhe emporhebt.

Die Begebenheiten, immer in großen Massen gesondert, vereinen sich endlich alle in der Lebensgeschichte des Herrn *Hugh* von *Trautwangen*, der, während so gewaltigen Streites im Norden und Süden, und während der vielfältigsten Verwicklung des Schicksals seiner Angehörigen, auf seiner Feste zu *Trautwangen*, alterschwach hinter dem runden Tische bey dem silbernen Pokale sitzt, und mit seinem Freunde, dem Sänger *Walter*, Gespräche pflegt; dem Anschein nach kaum in die Erzählung verflochten, endlich ihr hochragender Hauptheld. Alle Novellen des Romans sind organische Theile des Ganzen selbst, da sie späterhin

sich immer als unentbehrliche Bestandtheile der Hauptgeschichte ausweisen, und größtentheils nur das Leben dieses Herrn *Hugh* enthalten, den der Dichter mit vollem Rechte ein riesiges Bild nennt. Beynahe all das herrliche Leben dieser Geschichte ist ihm entweder verwandt oder aus ihm entsprossen; hohe Trefflichkeit der Mannskraft, Ernst und Würde erhebt ihn. Die tiefe Schuld seines Busens, die wir lange ahnden, ehe wir sie in ihrer ganzen Ausdehnung bestimmt erfahren, beleidigt nicht, sondern zieht ihn nur zur Menschheit herab, da er sonst über dieselbe zu ragen scheinen würde.

So vollkommen wie dieser, obgleich in ein oder anderer Art ihm untergeordnet, sind auch die übrigen Charaktere der wundervollen Geschichte. *Otto* selbst, das Bild ritterlicher Tugend, lebenswürdig und kräftig zugleich, gewährt einen immer heitern ungetrübten Eindruck der Schuldlosigkeit. Ihm gegenüber erscheint sein strenger Bruder *Ottur*, wie ein Donnergewölk aus Norden herabgewälzt, furchtbar, doch schauerlich schön, *Gerda*, die Magin, eine kühne Dichtung voll Kraft und Weiblichkeit; Frau *Minnetrost*, in schuldloser Erhabenheit ein herrlicher Gegensatz Herrn *Hugh's*; der Seekönig *Aribörn*, alle Kraft des Nordens frey und mächtig entwickelnd; *Nurredin*, das Ehrwürdige rechtlicher tiefer Gemüthsart ohne Prunk, doch desto schöner entfaltend; *Fulko*, die gemilderte Ritterlichkeit in einem hellen frohen Bilde darstellend, voll Adel und Würde; eben so *Herdegen*, *Bertha's* Bruder, männlich fest, in Freundschaft innig und unerschütterlich. *Thebaldo*, das böse Princip des dargestellten Lebens, ist durch die Gesinnung der deutschen Ritterzeit selbst dem Verf. eingegeben worden, und trägt den Stempel der damaligen Ansicht des italienischen Charakters.

Diesen größtentheils rein erhabenen Gestalten gegenüber bilden *Gabriele*, *Blanchefleur*, der Sänger *Aleard* und *Bertha* einen schönen Contrast der Zartheit und Lieblichkeit; ihre Geschichte, immer in die große Hauptbegebenheit verflochten, und von ihr unzertrennlich, überstrahlt dieselbe mit einer Morgenröthe sanft erheiternder Schönheit. *Bertha* selbst, anfangs kaum mehr als kindliche Unschuld darstellend, wird zuletzt durch die Reinheit weiblicher Tugend die erhabenste Erscheinung des Werks, Versöhnerin alles Leides, Zerstörerin der Feindseligkeit, die milde Gründerin unverwüsthlicher Liebe.

Der Ring, von dem dieser Roman den Namen trägt, anfangs fast nur ein Gegenstand des Streites und der Sehnsucht der Frauen, wird in der Hand *Thebaldo's* endlich das Werkzeug vielfach angeregter Verwirrung, und fürchterlich drohenden Verderbens. Obgleich erst spät alle geheime Kraft sei-

nes Wesens entwickelnd, gibt er doch mit Recht der Geschichte die Benennung. Mit seiner Erscheinung entsteht dieselbe, sie endet mit seiner Zerstörung.

Ein Hauptmittel des Wunderbaren in dieser Erzählung, ist er doch nicht die einzige übernatürliche Kraft, welche in das Ganze eingreift. Nordische Zauberkräfte wirken zerstörend auf dasselbe ein, auch schützend, sanft beruhigend, beydes mit gleichem Glücke von dem Dichter ausgeführt. Die Kälte der Reflexion hat neuere Dichter oft bey Darstellung des Wundervollen verunglücken lassen, welches sie nie zu befürchten haben dürften, wenn sie sich viel mehr jenem dunkeln geheimen Schauer vor dem Unbegreiflichen hingeben wollten, der Jedem, auch dem Verständigsten eigen ist. Wie im *Hamlet* der Geist keinen Ungläubigen im Schauspielhause findet, wie wir im *Don Juan* unwillkürlich erbeben, wenn die hochgetragene Bildsäule auf dem steinernen Fosse sich bewegt, und die schaudervolle Sprache einer andern Welt ertönen läßt, so wird sich vielleicht auch Keiner finden, der während der Durchlesung dieses Buches Zeit zum Zweifel an dessen Wunderbarem gewänne; denn es knüpft sich unmittelbar an jene Ehrfurcht für das Unbegreifliche, an unser Gefühl nicht zureichender Kenntnisse der Naturkräfte, die wir hier einer alten Tradition gemäß, welche dießs möglich nennt, von irdischer Hand erregt, und nach Willkür gelenkt erblicken.

Einige Freunde der Poesie haben bey der Schönheit dieses Werkes gewünscht, daß es vielmehr ein Rittergedicht, als ein Ritterroman seyn möchte. Rec. kann in diesen Wunsch nicht mit einstimmen. Der Roman hat ganz eigenthümliche Vorzüge, und kann, seit alle Nationen treffliche Werke dieser Art geliefert haben, unmöglich als eine bloße Entartung des Epos betrachtet werden. Das Epos reißt das Leben in seine höhern Kreise, ausschließend der Phantasie gehörend, empor, es stellt dasselbe dar, nicht als wirkliches Leben, vielmehr in jedem Momente gleichsam die Erinnerung wach haltend, daß es Gedicht sey, und darum durch den Vers eine Scheidewand ziehend, die alle Mißkennung verhüten muß. Der Roman strebt mit Vermeidung des Verses sich dem Leben und seiner Sprache zu nähern. Leicht kann er entarten, und nur zu häufige Beyspiele bestätigen dieses; er selbst ist an und für sich nicht verwerflich. Die Gegenwart aller Zeiten kann poetisch aufgefaßt werden, und wie wunderbar sich alles in einem Romane gestalten möge, er will für Erzählung der Wirklichkeit gelten, die er schmucklos, wie er sie vorfindet, entwickelt. Er veredelt dadurch das Leben, indem er sich demselben mehr wie eine andere Dichtungsform nähert, und läßt seine idealen Ge-

stalten sanft in die Wirklichkeit hinüber gleiten. Nur aus dieser einen Ursache der nahen Verwandtschaft seiner Dichtungsform mit der Wahrheit, darf er wirkliche Geschichte eben so wenig in sein Gebiet aufnehmen, und historischer Roman werden, als der durch das Körperliche der Gestalt der Wahrheit nahe verwandten Bildsäule Farbe gestattet seyn kann, weil sie dadurch vollendete Lüge des wahren Lebens wird; etwas, was das historische Schauspiel aus dem Grunde nie befürchten darf, weil es überall und in jedem Moment sich als Dichtung über die Wahrheit, nicht aber als Wahrheit selbst verkünden will.

Man hat viel von dem Zwecke des *Romans* gesprochen; welch ein anderer könnte es seyn, da er ein Zweig der reichen vielseitigen Kunst ist, als die Darstellung der vollendeten Schönheit des Lebens? Viele Dichter vermeinten dießs durch sorgfältige Glättung und Ausebnung der äußern Begebenheiten des Daseyns zu erreichen; wohl dem richtigen Gefühle folgend, das sie an die Wirklichkeit verwies, darin doch fehlend, daß sie sich nur an die äußere Hülle hielten, die innere Bedeutung desselben vernachlässigten, welche nur in der Bildung zur Tugend, die wir durch das Leben verwirklichen sollen, gesucht werden kann: andere Zwecke des Daseyns mögen weder Menschen noch Völkern gegeben werden.

Einige, was die Kunst der Darstellung betrifft, in hoher Vollkommenheit vollendete Romane sind jedoch durch die Kälte der Betrachtung des Lebens von ihren Gründern mehr als entwürdigt. Alles, was eine beschränkte Ansicht des Daseyns, Zerstörendes in der Gegenwart finden mag, ist dort mit Begierde aufgenommen, mit Klugheit des Verstandes prunkend, in Anwendung gebracht, und dem bessern Willen des Lesers gegenüber gleichsam in geharnischter Schlachtordnung aufgestellt: im Zauberringe darf die milde Liebe zur Menschheit als die bewegende Grundkraft des Ganzen betrachtet werden. Es ist in diesem Romane ein Hinaufblicken zu allem Ehrwürdigen und Heiligen, das der Dichter von Moment zu Moment sich verwirklichen läßt. Die feindseligen Kräfte des dargestellten Lebens werden endlich vernichtet; entweder zerstört, oder durch versöhnende Liebe in ihrem Innern wohlthätig aufgelöst; und wie der Zauberring in dem geweihten Feuer unter den Augen der Heldenjungfrau *Bertha* in das Nichts zurückkehrt, verschwindet auch der Streit des nun beruhigten Lebens. Alle, in Freude versammelt, sehen durch die Dämmerung des hereinbrechenden Abends *Richard Löwenherz*, den Stolz des Ritterthums, aus seiner Gefangenschaft nach Hause kehren, er, der den reichen Tempel dieser Geschichte eröffnet, schließt denselben un-

vermuthet wieder, und der Dichter ruft seinem geneigten Leser freundlich zu: Gute Nacht!

M. v. Collin.

Z o o l o g i e.

Über die Erkenntniß des Pferdealters aus den Zähnen. Von J. J. Passina, M. D., Professor und Direktor des k. k. Militär-Thierarznei-Institutes zu Wien. Mit neun Kupfertafeln und einer Tabelle. Wien 1811. Auf Kosten des Verfs. Vorbericht I S. 55 S. in 4.

Wenn das Werk, dessen Inhalt im umgekehrten Verhältnisse zu seinem Umfange steht, und uns als Nachlaß eines Mannes übrig geblieben ist, der leider nicht lange, aber die kurze Zeit seines thätigen Lebens hindurch, mit reger Kraft und ernstem Eifer die Pflichten seines Amtes erfüllt hat — wenn dieß bleibende Denkmahl, von dem sel. Passina sich selbst gesetzt, erst nach zwey vollen Jahren in einer einheimischen gelehrten Zeitung dem größeren Publicum ausgestellt wird, so läßt sich davon wohl kein besonderer Grund angeben, sondern nur der allgemeine: »*Habent sua fata libelli.*»

Das Pferd ist in naturhistorischer, ökonomischer, kameralistischer, technischer, und man darf sagen auch in politischer Hinsicht das merkwürdigste Hausthier des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft, so, daß sich schon in dieser Beziehung allein eine Charakteristik desselben schreiben ließe, die an Interesse vielleicht der mit Recht gepriesenen, allgemein bekannten Buffon'schen nicht nachstehen dürfte, wenn sie auch wegen der Genialität des großen Naturmalers in Haltung und Colorit ihr weichen müßte.

Rec. dem das Pferd schon in seiner Jugend ein Gegenstand des lebhaftesten Genusses, und in seinem männlichen Alter lange ein Lieblingsstudium gewesen, und noch geblieben ist, hat alles, was in den 82. §. dieses Werkes vorgetragen wird, mit Aufmerksamkeit und stäter Vergleichung des bereits Bekannten gelesen, und wieder gelesen. Er getraut sich, ohne Vorliebe für den Verf., mit dem er nie in näheren Verhältnissen stand, zu behaupten, daß dieß Werk in seiner Art ein *ἀνάξιο* sey, und vielleicht so gut, wie *Stubbs Anatomy of the horse* es lange bleiben wird, ohne daß es sich in seinem Äußeren mit jener typographischen und chalcographischen Pracht ankündigte, die von den Engländern sehr oft, sogar bey ökonomischen und veterinärischen Werken so verwendet wird, wie sie auf dem deutschen Continent nur selten, selbst in der schönen, von schönen Geistern, für schöne Welt geschriebenen Literatur, zum Vorschein kommt.

Der Verf. ehemals Schüler, dann Adjunct uners berühmten Anatomen und Physiologen, Prochaska, in dessen *Opp. min. pars. II. p. 355—406* ähnliche Untersuchungen über die Metamorphose der Menschenzähne vorkommen, nahm hier, *ex professo*, die Pferdezähne zum Gegenstand seiner vieljährigen, wiederholten Untersuchungen und fortgesetzten genauen Forschungen. Was ihn die Natur darüber unmittelbar gelehrt hat, das wird in folgenden sechs Abschnitten abgehandelt. *Erster Abschnitt*: Von der Gestalt der Zähne, §. 11—22. *Zweyter Abschnitt*: Von dem Wechsel der Zähne, §. 23—29. *Dritter Abschnitt*: Von der Abreibung der Schneidezähne, §. 30—51. *Vierter Abschnitt*: Von dem Nachschub der Schneidezähne, §. 52—78. *Fünfter Abschnitt*: Von der Reibung der Schneidezähne, §. 79. *Sechster Abschnitt*: Von der Richtung der Schneidezähne, §. 80—§. 82.

In dem Vorberichte, den der Verf. zwey Monate vor seinem Tode — er starb am 24. Februar 1808 — niederschrieb, führt er das Allgemeine, was in den neuern bessern Handbüchern bis auf *Havemann* und *Neumann*, über diesen Gegenstand, in so fern er die Praxis in Beurtheilung des Pferdealters, aus dem Besehen der Vorderzähne, besonders der untern, betrifft, mit seinen Bemerkungen und Zweifeln an, und zeigt, was ihn veranlaßt habe, eine Revision alles dessen vorzunehmen, was von Aristoteles an, bis auf unsere Zeiten herab, — oder, wie man vielleicht, ohne Vorliebe für unser Zeitalter, wenn von Naturkunde die Rede ist, sagen darf — *herauf*, unternommen und unterlassen worden ist.

Der Verf. führt unter den Alten den Aristoteles oben an und mit Recht. Er ist *ordine et numero primus*, denn wirklich ist die Naturkenntniß dieses außerordentlichen Mannes, von der seine Anhänger, die Scholastiker im Mittelalter, sich kaum was träumen ließen, für seine Zeit manchmal bewundernswürdig; namentlich z. B. die physiologische Merkwürdigkeit der Zitzen bey den männlichen Quadrupeden, wie sie insbesondere bey Pferden sich zeigt, war ihm schon bekannt; deutlich hat er ihren geheimen Sitz, der für die allermeisten Kenner und Routinisten noch heut zu Tage selbst seit *Daubenton* ein Geheimniß geblieben ist, angegeben!

Durch mündliche Überlieferung angeleitet, und mehr abgerichtet, als unterrichtet, schauen zwar Rosskenner, Schmiede, Roswärter — um nur bey diesen stehen zu bleiben — täglich Pferden, den gekauften, wie den geschenkten ins Maul: aber was sehen sie darin? Nichts, als wie es beyläufig bis ins neunte Jahr mit dem Alter des Pferdes aussieht; weiter hinauf bis zum vierzehnten bleibt es dunkel; noch weiter hinauf wird es finster, und nach den zwanziger Jahren, vollends Nacht. Diese auf-

zuhellen, war *Pessina's* Bestreben. Er suchte die Lebensstadien des Pferdes genauer zu bestimmen, und die *Vorderzähne nach Gestalt, Größe und Richtung*, sind die Gränzsteine, die er dazu ausgesetzt hat.

Da eine vollständige, in allen Theilen den Forschungen des Verf. folgende Recension der mancherley Bemerkungen, Zweifel, Einwendungen und Fehler wegen, die dabey zur Sprache kommen müßten, leicht zu einer Abhandlung anwachsen könnte, deren Ort aber eine allgemeine Literatur-Zeitung nicht ist: so begnügt sich der Rec. hier nur ein Referent dessen zu seyn, wovon er meint, daß es das Eigenthümliche von *Pessina's* Lehre enthalte, und worin er keinen andern Lehrer haben konnte, als die Natur, weil er zuerst sie so befragt hat.

Alle mittleren Zustände vom Milchzahn des Füllens, der eben ausbricht, bis zu dem stehengebliebenen zweyeckigen Zahn, so nennt ihn *Pessina*, des, das höchste Pferdealter erreichenden Thieres, hat der Verf. untersucht. Er theilt seinen Beobachtungen gemäß §. 33 die ganze Lebensdauer des Pferdes in sechs Lebensperioden. 1) Die Periode mit Milch- oder Füllenzähnen. 2) Die Periode mit grubigen Zähnen. 3) Die Periode mit eiförmigen Zähnen. 4) Die Periode mit gerundeten Zähnen. 5) Die Periode mit dreyeckigen Zähnen, und endlich 6) die Periode mit zweyeckigen Zähnen.

Der Ausdruck zweyeckige Zähne klingt sehr unsteriommetrisch, und ist es auch. Nach der Fig. 34, 35, 36, 37, Tab. VIII, sind diese sogenannten zweyeckigen Zähne eigentlich eiförmig, etwa die Größe abgerechnet, von der Gestalt eines harten in der Mitte nach der Länge durchschnittenen Eies, dessen Lage im Maule des Pferdes so gedacht wird, daß das stumpfe Ende gegen die Lippen, das spitze gegen die Zunge in schräger Richtung liege. Da wir aber nur einmal im gemeinen Leben, unrichtig genug, was elliptisch ist, oval nennen, so kommt man hier mit der bestimmten Terminologie ins Gedränge; man müßte sich denn entschließen, gegen den *usum tyrannum*, das wirklich elliptische so zu nennen, und dafür oval das, was hier zweyeckig genannt worden ist.

Wie genau der Verf. die *Reibflächen*, nach Form, Beschaffenheit, Richtung u. s. w. untersucht, wie sorgfältig er den allmählichen, mit den Jahren im bestimmten Verhältnisse stehenden Dimensions-Veränderungen derselben nachgespürt hat, das muß im Buche selbst nachgelesen werden. Es kann daher auch besonders Gestütsbesitzern oder ihren Vorstehern deshalb nicht genug empfohlen werden, weil nur diese allein die beste Gelegenheit haben, Pferde, die unter ihren Augen gebohren, aufgezo- gen und alt geworden sind, zu beobachten, um, vorausgesetzt, daß sie Beobachtungen richtig an-

zustellen im Stande sind, das hier nach einzelnen Erfahrungen gelehrte zu bestätigen oder zu berichtigen. Der Verf., wegen seines Amtes meist auf das Stadtleben beschränkt, konnte diese Gelegenheit, die freylich zu den seltnern gehört, wenig benutzen, und wie Rec. meint, diese Entbehrung dadurch nicht ganz ersetzen, daß er die alten Hengste und Bescheller in den k. k. Marställen desto aufmerksamer untersuchte. Denn, abgesehen davon, daß das höhere Alter dieser Thiere dem Stallpersonale meist nur sehr unvollkommen bekannt ist, und alte Stuten dort auch gewöhnlich seltnere vorkommen: so befinden sich überhaupt diese Jahr aus Jahr ein eingesperrten Thiere nicht genug in jenem Zustande, worin die Natur ganz ungehindert den Gesetzen ihres Typus folgen kann. Dazu ist in Gestüthen, selbst unsern zahmen, doch noch etwas mehr Spielraum vorhanden; hier nur kann ein und derselbe Beobachter, in einer längern Reihe von Jahren, was bleibende Regel oder zufällige Ausnahme ist, *quid natura ferat et faciat*, richtig erkennen.

Auch selbst für die gemeinen Empiriker, die gewöhnlich desto eingebildeter sind, je weniger sie gebildet sind, kann im gemeinen Leben, in merkantilischer Hinsicht dieß Buch von Nutzen seyn, wenn sie anders glauben, daß man aus Büchern was lernen könne. Die Reibflächen der Eckzähne, den im Ganzen allerzuverlässigsten Gnomonen, und die Hacken, die dafür gehalten werden, ohne es zu seyn, erhalten hier wichtige, neue Bestimmungen. Dem philosophischen Naturforscher aber wird für seine Studien in der so höchst anziehenden *anatom: comparata*, *Pessina's* anatomisch-physiologischer Fleiß, höchst willkommene Beyträge liefern; ihm sind sie nützlich, wenn er auch nie Pferde, weder für sich, noch für den Staat, oder das sogenannte *Ararium*, zu kaufen hätte.

Dr. *Fechner*, der sich nicht auf dem Titelblatte, sondern nur bescheiden unter einer Note zum Vorberichte nennt, hat eine synchronistische Tafel in zwey Blättern beygefügt, auf welcher vom ersten bis zum vier und zwanzigsten Jahre der Zustand der Schneidezähne im hintern Kiefer um so deutlicher erscheint, als durch die Anwendung der rothen und schwarzen Druckfarbe, das Simultane und Successive bey den Pferdezähnen der ersten sechs Jahre desto mehr in die Augen fällt. Da dieser Herausgeber mit dem Manuscripte keine andere Arbeit, als wie er es nennt: sein lindes Ebenen in stylistischer Hinsicht vorgenommen hat, so versteht sich von selbst, daß auch Sprache und Styl dem wesentlichen Werthe des Werkes entsprechen, und die wenigen leichten Verstöße, z. B. *begus* statt *begus* S. 111 und 42; Zahnlücriges S. 29; Wechseljahre statt Wechsel, Jahre S. 48; Gestüthen statt Ge-

stützte S. 55, nur als Druckfehler, und um gar niemand unrecht zu thun, nur als Setzfehler anzusehen sind.

Verhältnisse, die den Rec. nicht genau bekannt sind, riefen *Pessina's* unmittelbaren Nachfolger im Lehramte, dem dieser mit Beyfall und allgemeiner Anhänglichkeit seiner Schüler und Zuhörer vorstand, nach kurzer Zeit wieder davon ab. Wenn er aber, wie Rec. sich zu glauben für berechtigt hält, durch seinen von ihm ausgearbeiteten, durchdachten Plan, zur dermaligen Verfassung des Thierarzney-Institutes wesentlich beytrag, und eingedenk des alten bewährten Denkspruches: *Non vult Castrensi lege Minerva legi*, die Vereinigung desselben mit der Universität bewirken half: so hat er sich, selbst in der kurzen Zeit seiner Verbindung mit diesem Institute, ein bleibendes Verdienst um dasselbe erworben. Das Brachfeld ist nur aufgerissen, umgepflügt: mögen seine Nachfolger den Saamen nützlicher Kenntnisse der Thierarzneykunde in dasselbe aussäen, und dieser bey günstigerer Witterung, reiche Ernten geben.

Die Kupfer sind nett gezeichnet, und sauber gestochen. Sie stellen das Vorzustellende deutlich und richtig vor. Das Kupfer auf dem gestochenen Titelblatte zu den Tafeln ist von dem berühmten Pferdemahtler *Hefs.* Ein Zweygespann feuriger Rosse sprengt aus zerrissenen Wolken muthig hervor. ***

M a t h e m a t i k.

Über die Theorie der Zahlenfacultäten, von *F. W. Bessel.* (Königsberger Archiv für Naturwissenschaft und Mathematik, von *F. W. Bessel, K. G. Hagen, W. H. G. Remer, A. F. Schweigger* und *E. F. Wrode.* Jahrgang 1812. Drittes Stück mit einem Kupfer, Königsberg bey *Friedrich Nicolovius.* 1812.) (I. L.)

Unter den drey Classen der unendlichen Ausdrücke der Mathematik sind die unendlichen Reihen am meisten bearbeitet und benützt; minder gepflegt ist die Lehre von den continuirlichen Brüchen; nur selten haben die Mathematiker ihre Aufmerksamkeit auf die Producte einer unendlichen Reihe nach einem bestimmten Gesetze folgender Factoren gewendet. Schon früh gelangte man durch diese unendlichen Ausdrücke zu interessanten Resultaten, aber *Kramp* war der erste, der in seiner *Analyse des Refractions astronomiques et terrestres Straßbourg et Leipsic 1799. Chap. III. Analyse des facultes numeriques* eine allgemeine Theorie derselben entwarf, und ihnen den Nahmen Facultäten gab. »Die Resultate, die er auf diesem Wege fand, sagt *Bessel*, sind wichtig und elegant, und allen Geometern aus diesen Gründen bekannt; al-

lein der betretene Weg führt auf Schwierigkeiten und Widersprüche, die *Kramp* veranlaßten unserer Theorie der Potenzen und Logarithmen der negativen Zahlen ein nochmaliges strenges Examen zu wünschen. Diese sind die erste Veranlassung der gegenwärtigen Abhandlung, die ich desto lieber bekannt mache, da sie zeigen wird, daß die Analysis auch hier, so wie überall, vorwurfsfrey ist.«

Rec. ist Willens die Anfangsgründe von *Kramp's* Theorie der Facultäten in Kürze darzustellen, und den Leser mit *Bessel's* gegenwärtiger Abhandlung, in so weit sie eines Auszugs fähig ist, und es der Raum unserer Zeitschrift erlaubt, bekannt zu machen.

§. 1. Eine Facultät ist ein Product von Factoren, die in einer arithmetischen Reihe fortgehen, z. B. $a, a+r, a+2r, a+3r, \dots, a+(m-1)r$. Ihr Zeichen ist $a^{m|r}$, (sprich a erhoben zur Facultät m von r), nennt man die Basis, $m|r$ den Facultätsexponenten, wo m die Anzahl der Glieder, r die Differenz der arithmetischen Reihe bezeichnet.

§. 2. Wenn m eine ganze positive Zahl ist, so hat man:

$$I. a^{m+n|r} = a^{m|r} (a+nr)^n = a^{n|r} (a+nr)^m$$

$$II. a^{m|r} = (a+mr-r)^{m|r}$$

$$III. a^{m|r} = \left(\frac{a}{A}\right)^m A^{\frac{A}{a}r}$$

$$IV. a^{m|r} = \left(\frac{r}{R}\right)^m a^{\frac{aR}{r}m|R}$$

Die Sätze III, IV gelten nur so lange die neuen Differenzen $\frac{A}{a}r, R$ das Zeichen der alten r haben.

Die Beweise dieser Formeln führt man, indem man statt dem Zeichen die Reihe selbst setzt, wodurch beyde Theile der Gleichungen identisch werden. Sehr groß ist die Anzahl der Gestalten, welche man diesen Sätzen geben kann, und ausgedehnt der Nutzen, den sie in der Analysis haben.

§. 3. Wenn in I. n über alle Gränzen wächst, und m was immer für eine endliche Größe bezeichnet, so erhält man:

$$V. a^{m|r} = \frac{a^{n|r}}{(a+nr)^{n|r}} (h+nr)^m \text{ wo } h \text{ irgend eine willkürliche endliche Zahl bedeutet.}$$

§. 4. Es ist $a^{m|r} = (a+(m-1)r)^{m|r}$ aus I., ferner wenn n über alle Gränzen wächst $\frac{(a+nr)^{n|r}}{(a-nr)^{n|r}}$
 $= 1$ mithin $a^{m|r} = \frac{(a+(m-1)r)^{m|r}}{(a-nr)^{n|r}}$ ($a-nr$).

Es ist aber $(a-nr)^{m|r} (a+(m-1)r)^{n|-r}$
 $= (a+(m-1)r)^{m|-r} (a-nr)^{n|-r}$ zufolge
 der Erklärung, mithin:

VI. $a = \frac{(a+(m-1)r)^{n|-r} (h-nr)^m}{(a-r)^{a|-r}}$

§. 5. Es folgt aus der Bezeichnung der Facultäten:

$(a+mr-r)^{n|-r} = (a+mr-nr)^{n|r}$ und
 $(a-mr+r)^{m|r} = a^{m|-r}$

§. 6. VII. $a = \frac{(a-mr+r)^{n|r} (h+nr)^m}{(a+r)^{a|r}}$ folgt
 aus II.

VIII. $a = \frac{a^{n|-r} (h-nr)^m}{(a-mr)^{n|-r}}$ folgt aus II.

§. 7. Setzt man in I. $m+n=0$ so erhält man:

IX. a) $1 = a^{m|r} (a+mr)^{-m|r}$
 Setzt man in II. statt a , $a-mr$; so gibt
 dies in Verbindung mit IX. a)

IX. b) $1 = (a-r)^{m|-r} a^{-m|r}$ und

IX. c) $1 = (a-r)^{-m|-r} a^{m|r}$ wenn man in IX. b)
 statt m , $-m$ setzt.

§. 8. Aus der Construction der Facultäten folgt:

X. a. $= \frac{(a-m'r)^{m+m'|r} (m|-r)}{(a-m'r)^{m'|r}}$ und $a = \frac{(a-mr-m'r+r)^{m+m'|r}}{(a-mr-m'r+r)^{m'|r}}$

X*. a $= \frac{r^{m+\frac{a}{r}-1|r} r^{m+\frac{a}{r}-1|1}}{r^{\frac{a}{r}-1|r} r^{\frac{a}{r}-1|1}}$

und $a = \frac{r^{\frac{a}{r}}}{r^{\frac{a}{r}-m|r}} = r^{\frac{a}{r}-m|1}$

§. 9. XI. $a = h \frac{a}{a+mr} \left(\frac{h+r}{h}\right)^m \frac{a+r}{a+(m+1)r}$
 $\left(\frac{h+2r}{h+r}\right)^m \dots \frac{a+(n-1)r}{a+(m+n-1)r} \left(\frac{h+nr}{h+(n-1)r}\right)^m$
 und $a^{m|-r} = h^m \frac{a-mr+r}{a+r} \left(\frac{h+r}{h}\right)^m \frac{a-mr+2r}{a+2r}$

$\left(\frac{h+2r}{h+r}\right)^m \dots \frac{a-mr+nr}{a+nr} \left(\frac{h+nr}{h+(n-1)r}\right)^m$
 wo die Gränze der Factoren, wenn n über alle
 Gränzen wächst, die Einheit ist.

§. 10. Aus V. folgt $\lognat. a^{m|r} = m \lognat r + m$
 $\lognat n + \lognat \frac{a}{r} + \lognat \left(\frac{a}{r} + 1\right) \dots + \lognat$
 $\left(\frac{a}{r} + n - 1\right) - \lognat \left(\frac{a}{r} + m\right) - \lognat.$
 $\left(\frac{a}{r} + m - 1\right) \dots - \lognat \left(\frac{a}{r} + m + n - 1\right).$

Bezeichnet man nun folgende Function von
 x nämlich: $(x+n-\frac{1}{2}) \lognat n - n \lognat$
 $x - \lognat (x+1) \dots - \lognat (x+n-1)$
 durch Ωx so hat man:

XII. $\lognat. a^{m|r} = m \lognat r + \Omega \left(\frac{a}{r} + m\right)$
 $- \Omega \frac{a}{r}$ und

XIII. $\lognat a^{m|-r} = m \lognat r + \Omega \left(\frac{a}{r} + 1\right)$
 $- \Omega \left(\frac{a}{r} - m + 1\right)$ wenn man in XII statt a ,
 $a-mr+r$ setzt.

Die hier vorkommende Function Ωx gibt, wie
 man sieht, ein sehr leichtes Mittel den Zah-
 lenwerth der Facultäten zu berechnen.

§. 11. Aus XII erhält man mit Hülfe der Summation
 der Logarithmenreihe (*Euler calc. differentia-*
lis §. 159.)

$\Omega x = \Gamma \frac{1}{x} - x + (x - \frac{1}{2}) \lognat x$ wo $\Gamma \frac{1}{x}$
 $= \frac{1}{1.2x} - \frac{1}{3.4x^2}$ u. s. f. des Euler ist.

§. 12. Substituirt man in der ersten Gleichung §. 10
 Γ für Ω und entwickelt man sie, nachdem man
 die Summe der Logarithmen durch die Ber-
 noullischen Zahlen ausgedruckt hat, in eine
 nach den Potenzen von $\frac{r}{a}$ fortlaufende Reihe,
 so erhält man:

XIV. $\log.(a^{m|\pm r}) = m \lognat a + \frac{r}{a} \left(\frac{m^2}{1.2} - \frac{m}{1.2}\right)$
 $- \left(\frac{r}{a}\right)^2 \left(\frac{m^3}{2.3} - \frac{m^2}{2.2} + \frac{1}{1.2} m\right) \pm \left(\frac{r}{a}\right)^3$
 $\left(\frac{m^4}{3.4} - \frac{m^3}{2.3} + \frac{1}{1.2} m^2\right) - \left(\frac{r}{a}\right)^4 \left(\frac{m^5}{4.5} - \frac{m^4}{2.4}\right)$
 $+ \frac{1}{1.2} m^3 - \frac{1}{3.4} 3m$ $\pm \left(\frac{r}{a}\right)^5 \left(\frac{m^6}{5.6} - \frac{m^5}{2.5}\right)$
 $+ \frac{1}{1.2} m^4 - \frac{1}{3.4} \cdot \frac{3.4}{1.2} m^2$ $- \left(\frac{r}{a}\right)^6 \left(\frac{m^7}{6.7}\right)$
 $- \frac{m^6}{2.6} + \frac{1}{1.2} m^5 - \frac{1}{3.4} \cdot \frac{3.4.5}{1.2.3} m^3 + \frac{1}{5.6} 5m$ etc.

Man sieht dafs man wenigstens die ersten Glieder dieser Entwicklung willkürlich convergirend machen kann, wenn man sie nicht mit dem ersten Factor der Ausdrücke V. VII. sondern mit einem höhern anfangen läßt, und dann die vorhergehenden besonders berechnet. Man erhält so:

$$\text{XV. } \log \text{nat}(a^m | r) = \log \text{nat} \frac{a^i | r}{(a+mr)^i | r} + m.$$

$$\log. \text{ nat}(a+ir) + A \frac{r}{a+ir} + A^2 \left(\frac{r}{a+ir}\right)^2$$

etc. wo a positiv und a > -mr seyn muß

$$\log. \text{ nat}(a^m | -r) = \log. \text{ nat} \frac{(a-mr+r)^i | r}{(a+r)^i | r} +$$

$$m \log \text{nat}(a+ir) - A \frac{r}{a+ir} + A^2 \left(\frac{r}{a+ir}\right)^2 \dots$$

wo a positiv und a > (m-1)r seyn muß, und A, A^2 etc. die Coefficienten in XIV vorstellen.

§. 13. Nach *Kramp (Analyse de refractions §. 129)* erhält man:

$$\text{XVI. } a^m | \pm r = a^m \times \left(1 \pm \frac{r}{a} \cdot \frac{m \cdot m-1}{1 \cdot 2} + \left(\frac{r}{a}\right)^2 \cdot \frac{m \cdot m-1 \cdot m-2}{1 \cdot 2 \cdot 3} \cdot \frac{3m-1}{4} \pm \left(\frac{r}{a}\right)^3 \cdot \frac{m \cdot m-1 \cdot m-2 \cdot m-3}{1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4} \cdot \frac{m^2-m}{2} + \left(\frac{r}{a}\right)^4 \cdot \frac{m \cdot m-1 \dots m-4}{1 \cdot 2 \dots 5} \cdot \frac{5m^2-30m^2+5m+2}{48} \right.$$

$$\left. \pm \left(\frac{r}{a}\right)^5 \frac{m \dots m-5}{1 \dots 6} \cdot \frac{3m^4-10m^3+5m^2+2m}{16} \text{ etc.} \right)$$

Analog wie im vorigen §. erhält man eine stärkere Convergenz wenn nemlich a, a', a'' die Coefficienten in XVI bedeuten, so hat man:

$$\text{XVII. } a^m | r = \frac{a^i | r}{(a+mr)^i | r} (a+ir)^m \left(1 + \alpha \cdot \frac{r}{a+ir} + \alpha^2 \left(\frac{r}{a+ir}\right)^2 \text{ etc.} \right)$$

wo a positiv und größer als -mr seyn muß,

$$a^m | -r = \frac{(a-mr+r)^i | r}{(a+r)^i | r}$$

$$(a+ir)^m \left(1 + \alpha \cdot \frac{r}{a+ir} + \alpha^2 \left(\frac{r}{a+ir}\right)^2 \text{ etc.} \right)$$

wo a positiv seyn muß, und die Vernachlässigung dieser Bedingungen ist der Grund der Widersprüche bey *Kramp*, welche unser Verf. einzeln durchgeht und berichtigt.

§. 14. Die Sätze V — X geben in Verbindung mit der bekannten Zerfallung der Sinus in ihre Factoren Gleichungen zwischen den Facultäten und den trigonometrischen Linien, nemlich:

$$\text{XVIII. } \sin. x\pi = \frac{x^{\frac{1}{2}} - x | 1}{(-x)^{\frac{1}{2}} - x | -1} = \frac{x\pi}{1^x | 1 - x | 1};$$

$$\cos. x\pi = -\frac{\left(\frac{1}{2} - x\right)^x | 1}{\left(-\frac{1}{2} + x\right)^x | -1} = \frac{\left(\frac{1}{2} - x\right)\pi}{1^{\frac{1}{2}} - x | 1 - x^{\frac{1}{2}} | 1}$$

$$\text{tg} x\pi = \frac{x^{\frac{1}{2}} | 1}{(-x)^{\frac{1}{2}} | -1} = x^{\frac{1}{2}} | 1 (1-x)^{-\frac{1}{2}} | 1$$

Aus XVIII erhält man in Verbindung mit X*

$$\text{XIX. } \sin. x\pi = \frac{\pi}{1^x - 1 | 1 - x | 1} = \frac{-\pi}{x \cdot 1^x - 1 | 1 - x - 1 | 1}$$

und setzt man $x = \frac{1}{2}$, $\pi = 2 \cdot 1^{\frac{1}{2}} | 1 - \frac{1}{2} | 1 =$

$$\left(1 - \frac{1}{2} | 1\right)^2 = -\frac{1}{2} \cdot 1^{-\frac{1}{2}} | 1 \cdot 1^{-\frac{3}{2}} | 1 = \text{etc. und}$$

hieraus $1^{\frac{1}{2}} | 1 = \frac{1}{2} \sqrt{\pi}$, $1^{-\frac{1}{2}} | 1 = \sqrt{\pi}$, $1^{-\frac{3}{2}} | 1 = -2\sqrt{\pi}$ u. s. w.

§. 15. Setzt man in Ω §. 10. $x = 1$ so erhält man:

$$\text{XX. } \Omega 1 = (n + \frac{1}{2}) \log \text{nat} n - n - \log \text{nat} (1 \cdot 2 \cdot 3 \dots n) = -\frac{1}{2} \log \text{nat} 2\pi.$$

Aus XVIII in Verbindung mit XII und XIII erhält man:

$$\text{XXI. } \log \text{nat} \frac{\sin. x\pi}{x} = 2\Omega \frac{1}{2} - \Omega(1+x) - \Omega$$

(1-x) und für $x=0$, $\log \text{nat} \pi = 2\Omega \frac{1}{2} - 2\Omega 1$, welches mit XX verbunden, gibt

$$\text{XXII. } \Omega \frac{1}{2} = -\frac{1}{2} \log \text{nat} 2$$

Aus XX und XXII mit Hülfe von XII XIII erhält man allgemein

$$\text{XXIII. } \Omega(x+m) = \Omega x + \log \text{nat} x^m | 1 \text{ und } \Omega(x-m) =$$

$= \Omega x - \log \text{nat} \left((x-1)^m | -1 \right)$ worin man $x = 1$ und $x = \frac{1}{2}$ und für m alle ganzen Zahlen setzen kann.

§. 16. XIX gibt mit XII und XIII:

$$\text{XXIV. } \Omega x + \Omega(-x) = -\log \text{nat} (-2x \sin. x\pi).$$

Man sieht was für einen ausgebreiteten Gebrauch die Function Ω in der Analysis gewähre, eine Menge Aufgaben die sich auf Facultäten reduciren lassen, werden durch sie aufgelöset. Aus diesem Grunde ist dieser Abhandlung eine Tafel angehängt, welche alle Hundertheile der Function Ω zwischen 1 und 2 enthält. Diese Tafel enthält aber nicht die Ω selbst; sondern weil es leichter ist, durch XII und XIII die briggischen Logarithmen der Facultäten zu berechnen, so enthält sie diese Function mit den Modul des briggischen Systems multiplicirt.

Denjenigen Lesern, welchen die Theorie der Facultäten bisher fremd war, und deren Wißbegierde durch gegenwärtigen Aufsatz geregt worden ist, empfiehlt Rec. das Studium von *Kramp's Analyse des refractions*, in Verbindung mit *Bessels* gegenwärtiger Abhandlung, welche für sich allein nur wenig Lesern verständlich seyn dürfte — und der Abhandlungen in Weingärtner's Lehrbuch der combinatorischen Analysis nach der Theorie des Hrn. Professor *Hindenburg*, Leipzig 1801, 2. Theil S. 39 und S. 57.

Allgemeine Literaturzeitung.

Nro. 58.

Dienstag, den 20. Julius

1815.

Ö k o n o m i e.

Bemerkungen über die Wechselwirthschaft aus Erfahrungen und Beobachtungen gesammelt von *Rüdiger Freyh. v. Stillfried*, k. k. Kammerherrn. Nebst einem Anhang über den Gebrauch der neuen Ackergeräthe und Maschinen, von *J. H. C. Bley*. Prag 1813 bey *Gottlieb Haase*.

Vorliegendes Werk hat die Erwartung des Rec. nicht getäuscht, sondern vollkommen befriedigt. Es ist, was das Motto an seiner Stirne sagt: *ein Wort zu seiner Zeit*. Bevölkerung und Wohlstand der Landeseinwohner sind für jeden Staat gleich wichtige, gleich wünschenswerthe Dinge, und eines jeden Staates vorzügliche Sorge sollte darauf gerichtet seyn, Wohlstand unter allen Classen der Landesbewohner zu verbreiten, und mit diesem zugleich die Population zu heben. Ein sichreres Mittel, beydes zu bewirken, hat aber der Staat nicht in Händen, als die alte Schlendrianswirthschaft in drey Feldern, wo man bey aller Anstrengung über einen gewissen Punct nicht hinaus kommt, die einen den Ackerbau angemessenen Viehstand nicht zuläßt, wo es beständig an nahrhaftem Futter für das Vieh, an dem nöthigen Dünger für die Felder, und mithin auch an ergiebigen Ernten fehlt, nach und nach zu verdrängen, und an deren Stelle die Wechselwirthschaft in vier Feldern oder acht Schlägen einzuführen. Derjenige Staat, welcher zuerst die Bahn dazu bricht, muß sich in Hinsicht auf Wohlstand und Überfluß, so wie in Hinsicht auf Bevölkerung und Politur der Sitten zu einer Höhe empor heben, deren Grad zu bestimmen sich Rec. in Wahrheit zu schwach fühlt. Der Hr. Verf. verdienet daher alles Lob, daß er seine Erfahrungen und Beobachtungen über diesen wichtigen Gegenstand dem Publicum mitgetheilet hat; denn wenn nicht Männer von solchem Schrot und Korn auftreten, welche ihren Zeitgenossen dar-

Siebentes Heft.

über die Augen öffnen, welche Vortheile sie bey der Dreyfelderwirthschaft einbüßen, und welche sie sich durch den Übergang zur Vierfelderwirthschaft verschaffen, so dürfte die ökonomische Finsterniß noch eine geraume Zeit hinaus fort dauern, und Österreichs Riesenkräfte noch eben so lange hinaus fortschlummern. Ungern vermißte Rec. in diesem vortrefflichen Werke eine treue Darstellung der Vortheile, wodurch sich die Wechselwirthschaft so weit über die Dreyfelderwirthschaft erhebt, wodurch das Werk selbst nicht nur mehr Interesse erhalten, sondern auch der Hr. Verf. sich um das Publicum noch mehr verdient gemacht haben würde. Rec. der selbst seit 1807 Wechselwirthschaft getrieben hat, kann nach seinen Erfahrungen versichern, daß sich der Landwirth bey der Wechselwirthschaft in vier Feldern zwey Mahl besser steht, als bey der Dreyfelderwirthschaft. Bey der Dreyfelderwirthschaft konnte er bey aller Mühe nie mehr als das fünfte Korn im Durchschnitt erzeugen. Bey der Wechselwirthschaft in vier Feldern gelang es ihm das eilfte zu produciren. Nehmen wir nun an, der Landwirth braucht ein Korn zur Aussaat, eins zu dem häuslichen Bedarf, eins für Arbeitslohn, so bleiben ihm bey der Dreyfelderwirthschaft nur zwey Körner zum Verkauf; erntet er aber statt des fünften Kornes zehn derselben, so bleiben ihm sieben Körner zum Verkauf, und er steht sich demnach bey der Wechselwirthschaft bloß durch den höhern Körnerertrag, ohne auf jenen bedeutenden Zweig der Wechselwirthschaft, auf Viehzucht und Viehnutzung hinzusehen, um zweymahl besser als bey der Dreyfelderwirthschaft; denn hier ist es, wie es in jeder gut geführten Wirthschaft seyn soll: die eine Hälfte der Felder ist dem Menschen und dessen Bedürfnissen, und die andere dem Vieh und seinen Bedürfnissen gewidmet. Der Verf. erkennt diese vierfeldige Wechselwirthschaft als die anwendbarste für die kaiserlich-österreichischen Staaten, und Rec. stimmt dazu mit ganzer Seele ein. Besonders würde Böhmen, dieses fruchtbare Land,

das dem Kleebau so günstig ist, wenn es nach dieser Methode gebaut würde, sich zu einem Flor und Wohlstand erheben, der ohne Beyspiel wäre. Seite 15 und 16 bemerkt der Verf. ganz richtig, daß die Einführung der Wechselwirthschaft eigene Bespannung nöthig mache, und die Zugrobot dazu nicht taue. Es ist volle Wahrheit, daß die Robot nur die kostbare Zeit versplittere, und dem Dienstherrn im Rücken mehr Schaden bringe als er sich im Angesicht Vortheil davon verspricht; denn dem Fröhner liegt an der Frage: was und wie gearbeitet worden ist, gar nichts; genug für ihn, wenn sein Tagewerk zu Ende ist. In den zur Arbeit bestimmten Stunden sucht er sich und sein Zugvieh so viel zu schonen als nur möglich ist, und seine Arbeit ist daher wenig mehr als der Schein von Arbeit. Es ist schon Schade genug für den Staat, wenn Tausende von Menschen und wieder Tausende in demselben das nicht thun, was sie thun können; die Hälfte der Zeit und ihre Kräfte sind für denselben so gut als verloren; aber der Schade wird noch größer, wenn man bedenkt, daß der Dienstherr und der Staat aus den von solchen Menschen bearbeiteten Ländereyen, welche die erste Quelle des Nationalreichthums sind, den Nutzen nicht ziehen, der daraus gezogen werden könnte; und es wäre daher wohl zu wünschen, daß dieses Servitut der Spanndienste, welches nicht bloß dem Staat jährlich kaum zu berechnende Menschenkräfte raubt, sondern auch auf den Flor der Landwirthschaft bisher so nachtheilig wirkte, endlich einmahl aufhöre, oder doch weniger schädlich gemacht werde. Was Seite 20 von dem tieferen Ackern gesagt wird, ist sehr richtig. Es darf nicht auf einmahl, sondern nur nach und nach geschehen. Rec. hat mit dem tieferen Ackern nur dann erst den Anfang gemacht, als er Dünger voll auf hatte; und hat nie tiefer als acht Zoll ackern lassen, weil er sich überzeugt hat, daß eine Ackerkrume von sechs bis acht Zoll nicht bloß für alle Cerealien, sondern auch für jedes Knollengewächs hinreichend ist. Daß das tiefere Ackern, wenn nur verhältnißmäßig mit dem Dünger gefolgt werden kann, von großem Nutzen sey, unterliegt keinem Zweifel. Aber eben so wahr ist es auch, daß wenn um den vierten Theil tiefer, als wie bisher, geackert werden soll, — angenommen, daß der untere Boden eben so gut sey als der obere, — auf ein Stück Feld, welches sonst mit zwanzig Fuder Dünger gehörig gedüngt werden konnte, jetzt fünf und zwanzig derselben erfordert werden, wenn durch diese Veränderung der Boden nicht unfruchtbarer werden soll; und es ergibt sich hieraus, daß man bey Verbesserung des Ackerbaues mit dem tieferen Ackern nicht den Anfang, sondern höchstens den Beschluß machen

müsse. Was Seite 27 über Aufsenschläge; Seite 30 über Composthaufen, die bey der Wechselwirthschaft in den ersten Jahren unumgänglich nöthig sind, und Seite 33 über die bey der Dreyfelderwirthschaft obwaltenden Gebrechen, die Düngerzeugung betreffend, gesagt wird, ist ganz aus des Recn. Seele geschrieben, und verdient selbst nachgelesen zu werden. Bey Anlegung der Dungstätte ist aber Rec. der Meinung, daß die vorgeschlagene Pumpe, in der Mitte der Dungstätte, wohl überflüssig sey. Der Jauchenbehälter befindet sich drey Fufs von dem Stallgebäude entfernt; vor diesem richte man seinen Düngerhaufen in schräger Richtung auf, und begieße denselben mittelst Schaufeln, durch welche die Jauche über die ganze Dungstätte verbreitet werden kann. Wenigstens ist diese Verrichtung weit einfacher, als jene mittelst der Pumpe.

So gut und zweckmäßig das Werk im Ganzen ist, so ist doch Rec. auf einige Unrichtigkeiten gestoßen, die in dieses treffliche Werk, das den Verf. als denkenden Landwirth charakterisirt, sich nicht hätten einschleichen sollen. Seite 40 wird gesagt: »Es ist selbst für das Schafvieh dienlich, und für die Düngerzeugung äußerst nützlich, wenn der Dünger aus dem Schafstalle wenigstens alle zwey Wochen einmahl heraus, und auf die gemeinschaftliche Düngerstätte geschafft werden möchte.« Es ist hier zu bemerken, daß durch das öftere Ausziehen des Düngers aus dem Schafstalle, — zumahl wenn derselbe nicht mit ein Fufs hoch Erde, die zur Einsaugung des Urins der Schafe bestimmt ist, vor dem Einstellen der Schafe belegt wird, welches äußerst selten der Fall ist — der Urin der Schafe, der weit mehr werth ist, als die trocknen Norkeln derselben, auf diese Weise ganz verloren gehet; denn er gehet durch die Streu durch und zieht sich in den Boden des Schafstalls; bleibt aber der Dünger längere Zeit in dem Schafstalle, so verhindert die nach und nach anwachsende Höhe desselben, und sein festeres Zusammensetzen den Durchgang des Schaf-Urins; im letzten Falle erhält der Landwirth einen kraftvollen, im ersten aber einen sehr haltlosen Dünger. Sodann darf nicht übersehen werden, daß die düngende Kraft des Schafdüngers, die jene üppige Vegetation auf den Feldern hervorbringt, in einem flüchtigen Alkali bestehe, welches, wenn er auf die Dungstätte gebracht wird, ganz verloren geht. Der Schafdünger darf in der Regel nicht früher aus dem Stalle gebracht werden, bis er aufgeladen, auf das Feld gebracht und sogleich untergeackert werden kann. Eben so auffallend war es Recn., daß der Verf. Seite 51 noch der Lucerne das Wort reden und behaupten konnte: zum dem Futtermangel in einer Wirthschaft hin-

reichend vorzubeugen, müsse ein Stück Feld zum Lucernebau dem ganzen Areale entzogen werden, mit dem Hinzufügen: daß sich wider diesen den Feldern gemachten Abbruch nichts einwenden lasse. — Und warum nicht? — Die Gründe, welche der Verf. zur Begegnung jedes Einwandes anführt, wenn er sagt: »jede Vermehrung der Wiesen kommt überhaupt der Felderwirthschaft immer zu Gute, und das Ziel: die in einer mageren Bedüngung gestandenen Felder in eine reichliche zu bringen, wird nur dadurch erreicht« halten keinen Stich. Läßt sich denn dieser Zweck nicht auch auf einem andern Wege erreichen? Und wenn er sich erreichen läßt, so wäre es doch wahrlich unklug, ein Stück Land von 109 nieder-österreichischen Metzen dem ganzen Areale auf zwölf bis funfzehn und längere Jahre zu entziehen, und diese Lucernefütterung jährlich mit 3000 Gulden zu erkaufen — denn so viel verliert der Landwirth bey der Wechselwirthschaft, der ein solches Feld dem Körnerbau entzieht — wo jede andere Fütterung nicht den zehnten Theil desselben kostet. Die Lucerne, ob sie gleich ein sehr nahrhaftes Futter ist, auch jährlich etliche Mahle mehr gehauen werden kann, als der Brabanter Klee, kann doch nicht früher als der Brabanter Klee, das heißt — erst im zweyten Jahre — benützt werden. Dieser macht dem Getreidebau Platz, jene nicht. Man säe nur Brabanter Klee; der nämliche Zweck ist erreicht, und das beste Stück Feld dem Körnerbau nicht gänzlich entzogen. Eben so wenig kann Rec. dem Verf. nach Seite 71 bey der Ausfuhr des Düngers im harten Winter auf die Felder in große Haufen beystimmen. Ein solches Verfahren ist nichts weniger als ökonomisch, und die Vortheile, die es schafft, sind sehr unbedeutend. In kleine Haufen darf der Dünger nicht gefahren werden, wenn nicht Luft und Sonne, Sturm und Wind ihn seiner besten Theile berauben sollen. Er muß also in große Haufen ordentlich aufgeschichtet werden, von welchen er im Frühjahr zum zweyten Mahle aufgeladen und in Zeilen verfahren werden muß, wozu eben dieselbe Bespannung, eben dieselben Hände nöthig sind, die das erste Aufladen und Ausführen desselben erforderte. Man hat also doppelte Arbeit, doppelten Zeitaufwand, doppelte Kosten, und Menschen und Vieh werden bey strenger Kälte vergeblich geplagt. Und was ist denn der ganze Vortheil? Ersparung des Stückchen Weges von der Düngerstätte bis aufs Feld. Und wiegt dieser Vortheil die Nachteile auf? —

Was endlich der Verf. von dem Übergang der Dungfelder in die Wechselwirthschaft Seite 47 und folgende sagt, ist so, wie es sich von einem Manne von Kenntnissen und Erfahrungen erwarten läßt;

gestattet aber keinen Auszug, und wir verweisen daher den Leser auf die Schrift selbst. Eben so deutlich und ihrem Zweck geeignet ist die Beschreibung der Maschinen und Ackergeräthe, die der Landwirth bey der Wechselwirthschaft nun einmal nicht wohl entbehren kann, und die Anweisung zu ihrem Gebrauche, mit welcher uns Hr. *J. H. C. Bley* im Anhange beschenkt hat, und es bleibt nichts zu wünschen übrig, als daß diese Acker-Cultur-Methode recht viele Anhänger finden möge.

Heilkunde.

(Medicin.)

Die Exantheme. Über ihre Erkenntniß und Heilart von *F. A. Marcus*. Erste Abtheilung, Nürnberg bey *Friedrich Campe* 1812.

Oder:

Entwurf einer speciellen Therapie von *F. A. Marcus*, königl. Bayerischem Vorstande der Medicinal-Comité, z. Director der Schule für Landärzte, öffentlichem Lehrer der speciellen Therapie und Klinik, dirigirendem Arzte des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg. Dritter Theil: Die Exantheme. Erste Abtheilung. gr. 8. 432 Seiten. (I. L.)

Seit *Schelling* glauben fast alle unsere neueren Heilkünstler bis zum medicinischen Wappenträger überall schon in das innerste Wesen des lebenden Organismus eingedrungen zu seyn, und über alle erdenkliche Krankheitsformen uns sichere Theorien liefern zu können. Wir wollen diese nichtige und schädliche Eitelkeit weiter nicht rügen, und geben nur den Ärzten, die sich zu Theoretikern nach Art der Neueren berufen zu seyn wähnen, den gewiß verzeihlichen Rath, *Euclids* Elemente vorher wohl zu repetiren, auf daß Wahrheit aus Wahrheit fließe, und nicht bloß wahrscheinliche, oder nur scheinbar wahre, in der individuellen Ansicht des Verfs. liegende, und daher oft unwahre Sätze mit wahren in Verbindung gebracht, und nicht durch Ausdrücke, wie »Es scheint« »Es ist nicht unwahrscheinlich« »Wenn wir annehmen« »Es kann« »Es soll« etc. etc. unsere Syllogistik beleidigt, und der anfangende Heilkünstler in Irrthum geführt werde. Man verzeihe uns diese Abschweifung, die nicht ohne Bezug auf das vorliegende Werk hier gesagt ist. — Während der ehrwürdige Veteran unserer

Kunst, *Peter Frank*, die Hautausschläge in acute und chronische, diese in ideopatische und symptomatische, jene in primäre und secundäre untertheilt, während der erfahrene und gelehrte *Robert Willan* in seinem interessanten Werke über die Hautkrankheiten, um Licht in das Dunkel dieses wichtigen Theiles der Heilkunde zu verbreiten, sieben Ordnungen der Hautausschläge aufstellt, und diese Ordnungen durch Arten und Abarten zu erhalten sucht, gefällt es dem Herrn Director *Marcus* aus einer sonderbaren, bloß in seiner individuellen Ansicht gegründeten Idee, die Hautausschläge sammt und sonders, das heißt, die heterogensten Dinge unter einer einzigen Ordnung zu vereinigen; und wenn die Kritik schon aus den allgemeinen in der Vorrede aufgestellten Grundsätzen, wie der Hr. Verf. Seite IX will, über den Werth und Gehalt des vorliegenden Werkes aburtheilen sollte, so dürfte das Urtheil manches erfahrenen und gründlich denkenden Arztes eben nicht günstig, ja sogar ungerecht ausfallen. Doch man lege das Buch nicht aus der Hand ohne dasselbe mit Aufmerksamkeit gelesen zu haben. Rec. wenigstens muß gestehen, daß er es, ungeachtet der darin vorkommenden häufigen Paradoxien und Widersprüche, nicht ohne Interesse und selbst nicht ohne Nutzen durchlesen habe.

Zuerst handelt der Hr. Verf. von den Hautausschlägen im Allgemeinen. Im ersten Abschnitte wird uns nach *Walther* eine passende Beschreibung des Hautorgans und seiner Verrichtung gegeben. Im zweyten entwickelt uns Hr. Dir. *Marcus* seine Begriffe über das Wesen der Exantheme. Unter Exantheme versteht der Hr. Verf. jede sichtbare Veränderung der Oberfläche der Haut, diese mag nun in Flecken, Erhöhungen, Schorfen, Geschwüren etc. bestehen, welche von einer *innern* Ursache herrührt, und wobey die Verrichtung der Haut gestört wird. Das Wesen der Exantheme besteht in Entzündung der Haut. Die charakteristischen Zeichen der Entzündung sind veränderte Temperatur, Hitze, Röthe, Geschwulst, Schmerz, und ein febriler Zustand, der selbst bey den chronischen Exanthenen nicht fehlt, und wesswegen die bisherige Eintheilung der Hautausschläge in acute und chronische von dem Hrn. Verf. aufgehoben wird. Indessen spielt das Fieber nach dem Hrn. Verf. immer nur eine secundäre Rolle, und hängt immer von dem Exantheme und seiner Entzündung ab, u. s. w.

Zuerst dürfte die oben gegebene Definition der Hautausschläge nicht Jeden befriedigen, da nicht jeder Hautausschlag von einer inneren Ursache herrührt, sondern so oft nur durch äußere Berührung, Impfung, Störung der Hautausdünstung durch Schmutz u. s. w. erzeugt wird, und da durch man-

chen Hautausschlag, z. B. die Semmersprossen, Muttermahle, Leberflecken u. s. w. zwar die Schönheit der Haut, keineswegs aber die Haut-Function, die im Gemeingefühle und in der Ausdünstung besteht, gestört wird. — Der Hr. Verf. setzt das Wesen der Hautausschläge immer in einer wahren (positiven, activen, hypersthenischen, wie man will) Entzündung der Haut, da doch bey so vielen Hautausschlägen auch nicht ein charakteristisches Zeichen einer hypersthenischen Entzündung, die immer zur Gerinnung tendirt, zugegen ist, da einige Hautausschläge schon bey ihrem Ursprunge gerade auf das Entgegengesetzte der Gerinnung, auf Colliquation, hindeuten. Das Fieber darf nach ihm bey keinem Hautausschlage fehlen, da doch eine tausendfältige Erfahrung der berühmtesten Beobachter bey den meisten chronischen Ausschlägen das Gegentheil beweiset, wesswegen auch der berühmte *Willan* in seinen Ordnungen Hautausschläge ohne Fieber annimmt; wesswegen der erfahrene *Peter Frank* die Hautausschläge in zwey Classen theilt, in Hautausschläge mit Fieber (*Exantheme*) und in Hautausschläge ohne Fieber (*Impetigo*). — Die Entzündung spielt bey dem Hrn. Verf. immer die Hauptrolle, das Fieber die Nebenrolle, da dieses doch als ein wesentliches Zeichen der Entzündung selbst von ihm angenommen wird, und daher gerade so wesentlich als die Entzündung selbst ist, da, wenn wir auch ein Friesel, ein Fleckfieber annehmen, der Hr. Dir. seiner Theorie zu Liebe gegen alle Erfahrung nicht läugnen wird, daß der Friesel, die Schwämmchen, die Petechien u. s. w. so oft nur ein Symptom der verschiedenartigsten Fieber sind, und daher sammt ihrer Entzündung eine sehr untergeordnete Rolle spielen, und da endlich die glückliche Behandlung der Exantheme, wie jeder kluge Arzt weiß, und wie uns der Hr. Verf. selbst bey Behandlung der einzelnen Exantheme mit seiner *Synocha*, *Synochus* und *Typhus* öfters kund thut, gerade von der gehörigen Behandlung des die Exantheme begleitenden Fiebers abhängt. Heißt das nicht aus Bizzarerie spielen? — Doch bald hätten wir den bündigsten Beweis des Hrn. Verfs., daß jeder Hautausschlag auf Entzündung beruhe, vergessen. Er sagt uns nämlich S. 64: »Wenn noch ein Zweifel obwalten könnte, daß die Exantheme *sämmtlich* auf Entzündung beruhen, so müßten es die Contagien beweisen;« und weiter oben: »Diese Contagien beweisen eben, daß *sämmtliche* Exantheme Entzündungszustände sind.«

Eine richtige Syllogistik! Die contagiösen Hautausschläge beruhen auf Entzündung, ergo beruhen alle Hautausschläge, also auch die nicht contagiösen, auf Entzündung. Oder sind vielleicht alle Hautausschläge contagiös, also auch die Warzen, die

Sommersprossen, der *Morbus haemorrhagicus maculosus Werlhoffii* u. s. w. contagiös??

In dem dritten Abschnitte wird der Sitz und der Charakter der Exantheme von dem Hrn. Verf. folgender Mafsen bestimmt: Der Sitz der Entzündung ist sowohl bey den acuten als bey den chronischen Exanthenen im Gefäßnetze, und da dieses theils aus Venen, theils aus Arterien, theils aus Lymphgefäßen besteht, so wird, nachdem die Entzündung den einen oder den andern Antheil des Gefäßnetzes ergriffen hat, auch die Form, der Charakter, der Verlauf, und der Ausgang der Exantheme verschieden seyn. Je reiner arteriös die Entzündung der Haut ist, desto mehr entstehen Makeln, bey venöser, lymphatischer Entzündung, wo entweder gerinnbare Lymphe oder Serum austritt, erfolgen Pusteln, oder Bläschen, bey rein venösen Blutunterlaufungen. — Die Scarlatina und das Rothlauf haben in dem arteriösen Theile, und zwar in der äußeren Fläche des Gefäßnetzes, die Pocken in dem lymphatischen aber mehr in der Tiefe, der Lederhaut zugekehrt, die Masern im serösen, die Petechien in dem venösen Theile desselben ihren Sitz. Die Entzündung aber ist immer seröser Art, nicht rein irritabel, wie Entzündungen der Lunge u. s. w., und daher langsamer verlaufend. Es gibt keine Krankheitsfamilie, welche in ihrem Verlaufe so langsam ist, als die Exantheme u. s. w.

Wie schön! wie einfach! Der Hr. Verf. scheint alles mit leiblichen Augen gesehen zu haben. Nur Schade, daß gar nichts erwiesen ist. Wem sollte bey Durchlesung dieser Stellen nicht alsogleich der Gedanke sich aufdrängen, daß der Scharlach, die Rötheln, die Masern, u. s. w., zuerst die Schleimhäute ergreifen, und daß daher nach der Analogie der ursprüngliche Sitz dieser Exantheme vielmehr in dem malpighischen Schleimnetze, das mit den übrigen Schleimhäuten in Verbindung steht, zu suchen wäre? Wer sollte vergessen haben, daß der Scharlach ohne Ausschlag oft einzig die Schleimhäute des Rachens ergreife? Welcher wahrhaft erfahrene Arzt, der die Masern, die Rötheln und den Scharlach mit allen seinen Abarten, z. B. die *Scarlatina miliformis* und *pustulosa Franks* und *Huxhams*, genau kennt, wird nicht öfters den Sitz dieser Exantheme in dem nämlichen Gebilde der Haut suchen? Und daselbst der erfahrenste Arzt bisweilen nicht im Stande ist, die ausbrechenden Masern von den ausbrechenden Pocken durch ihre Gestalt die ersten paar Tage zu unterscheiden, sollte wohl der Schluss so unrichtig seyn, daß wenigstens der ursprüngliche Sitz beyder in dem nämlichen Hautgebilde Statt habe? Wer wird nicht wissen, daß die Entzündung des Scharlachs, der Masern, des Rothlaufs oft von dem irritabelsten Charakter sey, und

sehr oft eben so schnell verlaufe, als die Entzündung der Lunge, der Leber u. s. w.? Wem wird wohl träumen, daß die Entzündungen der contagiösen Ausschläge von langsamer Art seyen? Wider spricht sich der Hr. Verf. nicht selbst, wenn er S. 21 sagt, daß die Exantheme, welche am Gesicht, auf der Brust zuerst erscheinen, rein entzündlich, arteriöser als jene, welche an den Extremitäten hervortreten, diese aber lymphatisch seyen, da er doch den Pocken und den Masern, die zuerst im Gesicht und auf der Brust erscheinen, jenen ihren Sitz in dem lymphatischen, diesen in dem serösen, dem Rothlaufe hingegen, der tausendfältig an den Extremitäten erscheint, immer seinen Sitz in dem arteriösen Antheile des Gefäßnetzes anweist? Und was folgt wohl aus dem, daß die Krätze fast immer nur die Extremitäten einnimmt, wenn die Milchborke, nach des Hrn. D.r. Theorie offenbar ein lymphatischer Ausschlag, fast einzig nur das Gesicht und die angrenzenden Theile befällt?

Der vierte Abschnitt handelt von den Einflüssen oder den die Exantheme hervorrufenden Momenten, wozu als prädisponirende und excitirende die Hitze, der Temperaturwechsel, die nasse, warme Luft, das Alter, das Geschlecht, die eigene Körper-Constitution, die Lebensart, und endlich die Contagien gehören.

Wir wollen so manches hier gesagte Hypothetische und Ungereimte übergehen, um bey dem wichtigeren Gegenstande, den Contagien, länger zu verweilen. Die Contagien wirken bloß als climatische Einflüsse, bey welchen von einem materiellen *) Stoffe nach dem Hrn. Verf. keine Rede seyn kann, und er glaubt, S. 66, daß die meisten Epidemien, so wie die ansteckenden Hautausschläge ganz allein von den climatischen Einflüssen ohne specifisches Contagium entstehen.

Allein, wenn die Contagien meistens bloß von climatischen Einflüssen erzeugt werden, warum sind die Pocken durch so viele Jahrtausende nicht eher in Deutschland, in Frankreich, in Italien u. s. w. erschienen? Warum kamen sie so spät nach Schweden, nach Kamtschatka, nach Grönland, und, da wir die Verbreitung der Pocken von Volk zu Volk kennen, wie wurden die climatischen, die Pocken erregenden, Einflüsse nach und nach von einem Volke zu dem andern gebracht? Wie wurden diese climatischen Einflüsse aus Cajenne wieder verjagt?

*) Dr. und Pr. Hartmann nimmt im Gegentheile bey seinem Typhus-Contagium einen bloß materiellen Stoff an. Doch Raisonement und Erfahrung stimmen mit Hrn. v. Hildenbrand, daß die Contagien aus einem materiellen, und zugleich aus einem dynamischen, specifischen Principe bestehen.

Wie blieben noch jetzt Länder, in welche die Pocken bisher nicht überbracht wurden, von diesen climatischen Einflüssen verschont? Wie kann man, wenn climatische Einflüsse meistens die erregende Ursache der Pocken sind, durch sorgfältige Vermeidung der Ansteckung, was nur ein unerfahrener und unwissender Arzt läugnen kann; immer vor den Pocken sich sichern? Ferners, wenn die Contagien am öftesten lediglich von den climatischen Einflüssen abhängen, warum sind keine Kuhpocken-, keine Chanker-, keine eigentlichen Krätze-Epidemien aufzuweisen? Warum sind im Gegentheile einige von den climatischen Einflüssen erzeugte öfters epidemische Ausschläge, z. B. der Friesel, das Nessellieber u. s. w. nicht ansteckend? — Weiters wenn bey den Contagien von keinem materiellen Stoffe die Rede ist, wie können die Pocken, der Scharlach, die Krätze, das Hundswuthgift, der Typhus, die Pest u. s. w. nach einem langen Zeitraum durch Wäsche, Kleidungsstücke, Waaren, Briefe u. s. w. noch anstecken, und in die entferntesten Länder verschleppt werden? Dafs aber der Hr. Verf. Seite 67 ganz am Ende auch das Typhus-Contagium allgemein in die Atmosphäre verbreiten läßt, ist eine gefährliche und aller Erfahrung widersprechende Maxime. Was würden dann unsere Contumaz-, unsere Quarantainehäuser wohl nützen? Wie könnte durch eine enge Sperre die Verbreitung des Typhus verhindert werden? Warum nützt die Keule bey der contagiösen Binderpest, da sie bey dem epidemischen Milzbrande nichts nützt? — Der Hr. Verf. nimmt bey den Contagien keinen materiellen Stoff an, und läßt doch S. 62 Zeile 25 bey den Contagien des Scharlachs, des Rothlaufes, das Stickstoffgas die Oberhand erreichen. S. 62 Zeile 4 heist es. »Es ist nicht der Stick-, Kohlen-, Wasser-, oder Sauerstoff, der auf uns einwirkt« und Seite 72 Zeile 14 »Es ist aber unverkennlich das Stickstoff-, Wasserstoff-, Kohlenstoffgas, von welchen bey jenen climatischen Einwirkungen eines oder das andere die Oberhand erhält;« und S. 70 sagt er wieder »dafs ein verflüchtigter thierischer Stoff, (und doch nicht materiell?) das Azot, darin (in dem Ansteckungsstoffe) prävalirend sey, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Wir bitten den Hr. Dir. uns zu sagen, bey welcher Behauptung er Recht habe? — Während der Hr. Verf. uns S. 68 versichert, dafs es noch gar nicht erwiesen ist, ob nicht die meisten contagiösen Exantheme blofs durch climatische Einflüsse ohne *specifikes* Contagium entstehen, läßt er auf der nämlichen Seite durch verdorbene Exhalationen einen *spezifiken* Stoff sich entwickeln, der im Stande ist, die nämliche Krankheit auch in anderen Individuen hervorzubringen. — Um zu erklären, wie das Contagium, der Stoff der einen Krankheit, die nämliche

wieder erzeuge, läßt er S. 74 die Contagien immer die Theile ergreifen, mit denen sie in einer genaueren Verwandtschaft stehen, also bald den arteriösen, bald den venösen, bald den lymphatischen Antheil des Gefäßnetzes, und sie sammt ihren Säften eine Veränderung erleiden, aus der nur ein eigenthümlicher Krankheitsstoff entwickelt wird, welcher nur auf die Theile wieder einwirkt, womit er in Wahlverwandschaft steht.

Allein auf die nämliche Stelle der Haut angebracht erzeugt die Pocke nur Pocke, die Kuhpocke nur Kuhpocke, der Scharlach nur Scharlach u. s. w., und wenn wir auch zugeben, dafs im Anfange eines Exanthems nur ein Theil des Gefäßnetzes vorzüglich ergriffen wird, so durchdringt es bey seiner Ausbildung die Haut in seiner Gesammtheit, wie uns der Hr. Verf. selbst Seite 25 gesteht, und erreicht gerade da erst, und oft noch viel später, wie uns unser würdiger *Hartmann* bey seinem Typhus-Contagium bewies, und wie der Hr. Verf. S. 75 selbst behauptet, dafs die contagiösen Krankheiten eine gewisse Zeit erfordern, eine gewisse Höhe erreicht haben müssen, bis sie ihre Ansteckungskraft äußern können, ihre Ansteckungsfähigkeit, und da schon damahls das Gefäßnetz in seiner Totalität ergriffen ist, so wird uns aus Obigem nicht klar, warum ein Mahl ein Pocken, ein Mahl eine Masern und ein Mahl ein Scharlach erregende Stoffe sich erzeuge. Ferners fragt es sich, warum z. B. der Scharlach ansteckend, der Rothlauf nicht ansteckend ist, da sie nach dem Hr. Verf. fast die nämlichen Gebilde befallen?

(Der Beschluß folgt).

Völker- und Länderkunde.

Erinnerungen von einer Reise in den Jahren 1803 bis 1804 und 1805, herausgegeben von *Johanna Schopenhauer*. Erster Band, Rudolstadt, in der Hof Buch- und Kunsthandlung. 1813.

Wenige Reisebeschreibungen möchten für die verschiedenen Classen eines leselustigen Publicums anziehender seyn, als die von England. Die reiche, mit denkwürdigen Begebenheiten aller Art durchwebte Geschichte dieses Landes, die dort thronende Freyheit, die uralte, den frechsten Angriffen der Opposition, wie der Zeit trotzendes Verfassung, der überall sichtbare Wohlstand, die Folge des Welthandels und einer weitumfassenden Industrie, der mannichfache, reizende oder erhabene Anblick des durch Natur und Kunst ver-

schönerten Bodens, der eigenthümlich ausgeprägte Charakter seiner Bewohner, und die mannigfachen Sitten und Gebräuche, wodurch er sich kund gibt — alles fesselt den Blick an das denkwürdige Eiland, dem die Wellen des umgebenden Meeres ein sicheres Bollwerk gegen die wechselnden, furchtbaren Begebenheiten des festen Landes gewesen sind; alles leiht dem, der ein Gemälde davon entwerfen will, den herrlichsten und unerschöpflichsten Stoff. Es bedarf nichts als einer geistreichen Beleuchtung, um uns ihn, wie ein lebendiges Zauberbild, von dessen Wirklichkeit man nur zu träumen sich getraut, vor Augen zu bringen und der Reichthum und die Vielseitigkeit der Gesichtspuncte, welche er dem Schilderer darbietet, macht dafs wir jede neue Darstellung desselben mit neuer Lust in die Hand nehmen. Das Bekannte selbst wird wieder neu, wie man sich an der wiederholten Copie der geistreichen Idee eines grossen Künstlers immer ergötzt, weil das Geistige und Lebendige derselben nie ganz verlöscht werden kann.

Der vor kurzem erst verstorbene Professor *Goede* ist der Verfasserin des vorliegenden Werkes um ein oder zwey Jahre vorangereist, und hat bekanntlich die Bemerkungen über seinen Aufenthalt in Großbritannien in einem Werke niedergelegt, das in jedes Händen ist, der irgend für Länder- und Völkerkunde Sinn hat. Wenn wir dieses genannte Buch mit Aufmerksamkeit gelesen, und uns vorläufig mit der gegenwärtigen Beschaffenheit der grösseren englischen Landstädte, der merkwürdigen Fabriken und der herrlichen Villen bekannt gemacht haben, dann wird es uns doppelt interessant die Verfasserin auf ihrem *schnellen Fluge* zu begleiten, und auch die Ansichten eines gebildeten Frauenzimmers über dieselben Gegenstände, über dieselben Orte kennen zu lernen, worüber wir kurz vorher einen unterrichteten und aufmerksamen Mann hörten. Anspruchlos ist die Erzählung, die sie uns von ihrer Reise, wohl eher von ihrer *Spatziefahrt* durch England liefert. In einem leichten, alles wie es gerade ist hinnehmenden Tone, wird das Gesehene geschildert; aber oft ist das Gesehene so schön und merkwürdig, dafs wir bedauern müssen, es *so flüchtig* blofs im *Vorübergehen* erwähnt zu finden. Der Besuch in den mit sehenswürdigen Kunstschätzen überfüllten Landhäusern der Grossen macht uns mit nicht viel Neuem bekannt, und die Nomenclatur die uns das glücklichere Gedächtnifs von *Goede* aufbewahrt, findet hier weder im Einzelnen noch im Allgemeinen einen Zusatz oder nähere Erläuterung. Doch wahr und gerecht ist die Klage der Verfasserin, dafs alle diese Herrlichkeiten griechischer, italienischer, flandrischer und spanischer Meister,

von Lakaien und Beschiesserrinnen mit unverantwortlicher Eile und Herzlosigkeit gezeigt werden, und, wie alles andere Überflüssige und Prachtige mit welchen die Schlösser und Gärten prangen, blofs als Repräsentanten der Guineen ihrer Besitzer da sind. Wie anders ist es oft in dem geldärmern, aber an Gefühl für Schönheit und Kunst so reichen Italien, wo in den grösseren Privat-Gallerien ein Abate, ein Bibliothekar oder der Besitzer selbst dem Fremden theilnehmend auf dieses oder jenes aufmerksam macht, und es nicht blofs vergönnt, sondern gern sieht, wenn man lange und oft vor einem bewunderungswerthen Gegenstand verweilt. Und doch wäre es, im Fall man mit Kenntnifs und Gefühl sammelte und selbst genösse, so wie andre geniessen lassen wollte, nirgends leichter, als in England, einen unterrichteten Italiener, oder andern kenntnissvollen Ausländer zu finden, welcher für diese, einer trostlosen Vergessenheit preisgegebenen Kunstschätze sorgen könnte. Alle bewegliche Habe in einem Schlosse steht unter der Oberaufsicht einer und derselben Person, und somit ein *Raphael*, ein *Titian*, ein *Correggio*, eine herrliche Antike, mit Teppichen, Porcellain, Kamingeräth und modernen Bronzen in einer und derselben Classe; ja der nie sich verhehlende Nationalstolz rühmt mehr den Preis, als den Gehalt, und mit grösserem Wohlgefallen wird das zierlich mechanische Product eines englischen Schmidts oder Webers, als die genialische Schöpfung eines hohen, aber ausländischen Geistes betrachtet.

Aber ausser dieser Klage, die jeder Reisende, den es um dem Genuss der schönen Kunst zu thun ist, wiederholen muss, entschlüpft der Verfasserin auch keine weiter. In angenehmer Gesellschaft, wie es scheint, musste ihr alles gemüthlich, harmlos vorkommen, und das ganze Land mit seinen Naturschönheiten, mit seiner hohen Cultur, bey dem biedern, wenn gleich zurückhaltenden Charakter seiner Bewohner, sich von einer gefälligen, und den Ausländer oft überraschenden und erfreulichen Seite zeigen. Daher auch hier wieder erneuertes Lob der herrlichen oft durch die prächtigsten Parks führenden Wege, der schnellen Bedienung, der trefflichen Wirthshäuser, und manche Zurückweisung der übertriebenen Vorstellung von der Theuerung, die man sich von den Reisen und dem Aufenthalte in diesem Lande macht.

Der Weg der Verfasserin ging von *London* aus über *Birmingham*, die Badeorte von *Derbyshire*, (wo sie auch die von *Moritz* früher geschilderte Peakshöhle bey *Chastleton* besuchte, und eine artige Beschreibung dieser grossen Naturmerkwürdigkeit liefert) *Manchester*, *Leeds*, *Sunderland* wo sie die in ihrer Art einzige eiserne Brücke sah,

Newcastle nach *Edinburgh*. Viel schönes sagt sie uns von dieser reizend gelegenen und zum Theil in ihren neueren Anlagen, in größerem Styl als *London* gebauten Stadt, und erinnert uns dabey an die viele Jahre früher erschienene *Caledonia*. — Von *Edinburgh* aus machte sie einen Ausflug in die merkwürdigen Hochlande Schottlands, wo Natur und Menschen einen gleich einfachen und hohen Charakter tragen. Doch kurz und flüchtig, wie alles übrige, ist die Beschreibung dieser wunderbar schönen Gebirge und der armen, aber fröhlichen und genügsamen Bewohner derselben. Es scheint, als habe die Verfasserin mit Willen darauf verzichtet über jene Gegenden zu schreiben, die ihre Vorgängerin, als mehr Eingeweihte in den melancholischen Zauber der Erischen Poesie, und vieljährige Kennerin der Überreste des Ossianischen Volkes, so wahr und geistreich geschildert hat. Sie führt uns nach *Perth Dunkeld*, dem Landsitze des Herzogs von *Athol*, *Kenmore*, *Invarary*, mit dem reizenden Park des Herzogs von *Argyle*, *Loch Lommond*, *Glasgow*, den Wasserfällen des *Klyde*, und sieht mit Genuß und Empfindung diese, theils durch die herrliche Natur, theils durch ihre Anlagen, oder ihre Geschichte denkwürdigen Orte.

Dann tritt sie wieder bey *Gretnagrene*, berühmt durch hundert gedruckte und dort wirklich gespielte Romane, indem sich dahin alle verliebten Paare, welche die Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder zur Heirat nicht erhalten können, flüchten, und sich daselbst nach schottischen Gesetzen, über Hals und Kopf von einem alten Hufschmide, der seines Amts ein Friedensrichter ist, trauen lassen — auf englischen Grund und Boden. Bald langt sie darauf in *Lancaster* und *Liverpool* an, und kommt über *Worksop*, *Rotterdam*, (mit der Eisengießerey des Hrn. *Walker's*) *Warwick*; *Nottingham* nach *Bristol*. Wenig genug wird uns über diese durch Handel und Manufakturen blühenden Orte gesagt. Es war wohl freylich nicht die Absicht der Verfasserin, diese beyden Hebel des englischen Wohlstandes umständlich zu schildern, aber doch hätten wir gern ein Mehreres, z. B. über die frommen Anstalten, über die Schulen, Schauspiele, das Privatleben der Quäcker und Methodisten, und überhaupt der zahlreichen Classe der Fabrikanten gelesen. Mit wenig Worten werden auch diese Gegenstände, wo Beobachtungsgest und Menschenkenntniß einen herrlichen Stoff gefunden hätte, abgefertigt, während oft ein im ganzen unfruchtbar ausgefallener Ausflug in die Nachbarschaft dieser Orte mit wiederholten Zügen erzählt wird. Hier muß man zu *Goede*, der sich mehr Zeit genommen und vielleicht in unabhängigeren Verhältnissen und als Mann, sich mehr umgesehen, und umständlicher und genauer über

diese Eigenthümlichkeiten Englands gesprochen hat, seine Zuflucht nehmen.

Befriedigender als alles, was wir bisher in diesem Buche fanden, ist die Beschreibung der Badeorte *Hotwells* bey *Bristol*, *Bath* und *Brighton*. Hier werden wir recht lebendig mitten in das bunte Gewühl der englischen eleganten Welt versetzt, und erhalten eine Skizze voll Individualität über das Ceremoniel und die Tagesordnung an diesen Orten. Auch *Goede* spricht Manches darüber, (doch von *Bath* allein; in *Brighton*, einem Seebade am Canal und einem Lieblings Sommer-Aufenthalte des Prinz-Regenten, der diesen Ort auch erst recht in die Mode gebracht hat, war er nicht,) und es ist äußerst unterhaltend, die Urtheile beyder zu vergleichen. Beyde, als Fremde, stimmen darin überein, daß die Lebensweise langweilig ist, aber die Dame scheint dem Ceremoniel und der Etiquette das Wort zu sprechen, während *Goede* sehr gegen die Steifigkeit desselben eifert. Doch in der That, wie es uns von beyden geschildert wird, können wir nichts als Zweckmäßiges in allen Anordnungen desselben finden, und müssen den wahrhaft frey und billig gesinnten Engländer loben, daß er auch an diesen, den Vergnügen geweihten Orten, sich unter strengere Regel fügt, als es nöthig scheinen möchte, und seine Persönlichkeit der Convenienz und der Ordnung des Ganzen unterordnet. Nur dadurch konnte *Bath* die Schule des Welttons werden, für welche es von allen gebildeten Engländern gehalten wird, indem hier das Publicum vom Publicum selbst, als ein respectfoderndes Phantom betrachtet wird, dem alle und jede nach hergebrachter Sitte den Hof machen müssen. Sehr richtig scheint uns das, was über die Ceremonienmeister in den englischen Bädern gesagt wird; und, da es wohl wahr ist, daß sich die sogenannte feine, gebildete Welt in allen Ländern Europa's ähnlich sieht, so wäre wohl zu wünschen, daß wir hierin das Beyspiel der Engländer nachahmen, und in unsern Bädern ebenfalls Leute von Bildung, Weltton und Charakter, mit dem nämlichen Einfluß, wie auf der Insel, zu Vorstehern der dort versammelten Gesellschaft wählen möchten.

Für den zweyten Theil dieser Erinnerungen verspricht die Verfasserin die Beschreibung ihrer Reise von *Bremen* nach *Dover* und den Aufenthalt in *London*. Gewiß werden wir in diesem nicht bloß eine Wiederholung der Schenswürdigkeiten dieser Hauptstadt finden, sondern auch in das öffentliche und häusliche Leben ihrer Bewohner eingeführt werden, und zwar auf eine Art, die dem zarten Sinne und Beobachtungsgeste der Verfasserin angemessen seyn wird.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 59.

Freitag, den 25. Julius

1813.

Alte Münzkunde.

Recueil de quelques Médailles grecques inédites par M. Millingen. Rome, imprimé par de Romanis 1812. in 4.

Der jetzige Zeitpunkt ist literarischen Unternehmungen keiner Art, am allerwenigsten aber solchen günstig, die mit äußerer Pracht ausgestattet werden müssen, oder doch nicht wohl ohne einige erläuternde Kupfer erscheinen können. Daher sind die Freunde der Kunst in diesem Augenblicke schlimm daran, weil sie in Rücksicht des Fortschreitens in ihrer Wissenschaft durch neue Entdeckungen, fast ausschließlich auf schriftliche, freundschaftliche Mittheilungen oder magere Journal-Nachrichten beschränkt sind. Desto willkommener ist es unter solchen Umständen, wenn Jemand, der Zeit zum Trotz, was er entdeckte, mittheilt und sich den Dank aller Anhänger seiner Wissenschaft erwirbt. Auf diesen hat der Verf. des obengenannten Werks, wodurch wir mehrere bekannte, aber fehlerhaft und unbefriedigend abgebildete oder erklärte antike Münzen, vorzüglich aber auch viele ganz unbekante, kennen lernen, gerechte Ansprüche. Hr. Millingen, so viel wir wissen, ein geborner Holländer, der auf seinen Reisen durch verschiedene Länder Europa's die reichsten und merkwürdigsten Münzsammlungen sah, und noch voriges Jahr die hiesige kaiserlich-königliche Münzsammlung und die des Grafen Vizai in Ungern besuchte, hat während seines mehrjährigen Aufenthalts in Rom, aus dessen unerschöpflichem Schoofse täglich neue Denkmähler der Vorzeit zum Vorschein kommen, allerhand Kunstsachen, z. B. alte Gefäße, geschnittene Steine, unter andern auch alte Münzen theils gesammelt, theils sonst in Händen gehabt oder zu Gesicht bekommen, wovon er hier das Vorzüglichste öffentlich mittheilt. Auf den vier Kupfertafeln, die seine Schrift begleiten, Siebentes Heft.

findet man sorgfältige Abbildungen von 89 Münzen, die in dem Texte oft sehr einsichtsvoll und gelehrt erläutert sind.

Die erste Kupfertafel enthält 20 Münzen, die sich auf Italien, Groß-Griechenland und Sicilien, so wie die der drey andern auf das eigentliche Griechenland, Asien und Afrika beziehen. Unter diesen bemerken wir vorzüglich die von *Calatia* in *Campanien*, von *Cumä*, *Nola*, *Hyria*, *Nuceria*, *Alliba*, *Atella* in *Campanien*, *Arpi* in *Apulien*, *Crastus* in *Japygien*, *Pästum* in *Lucanien* (die Umschrift der Münze lautet ΠΑΙΣΤΑΝΟ, welcher Name wahrscheinlich ums Jahr Roms 480 aufkam), *Terina* in *Bruttien*, *Corfinium* und der Stadt *Euböa* in *Sicilien*, von der man bisher noch keine Münze kannte. Mit Vergnügen liest man die beygebrachten historischen, geographischen und mythologischen Erörterungen und Berichtigungen, unter andern die über das Seeungeheuer auf den Münzen von *Cumä* Nro. 3; die Bemerkungen über die Bedeutung des Stiers mit dem Menschenkopfe, wo der Verf. gegen *Eckhels* sinnreiche Abhandlung und die Meinung seiner Nachfolger *Lanzi* und *Avellino*, die Behauptung *Paruta's* und des Prinzen *Torrmuzza* in Schutz nimmt, und aus Stellen und Denkmählern der Alten zu erweisen sucht, daß er nichts anders als ein Sinnbild der Flüsse und des Ackerbaues sey, und keine andere symbolische Bedeutung habe, als die, welche die Alten dem Stiere überhaupt gaben, und daß in der Stelle im *Actian*, der zufolge *Eckhel* behauptet hat, daß man in *Sicilien* die Flüsse stäts unter der Gestalt eines jungen Mannes vorgestellt habe, eigentlich nur von drey Städten *Siciliens* die Rede wäre, wo dieß der Fall gewesen sey; die Rechtfertigung von *Avellino's* Behauptung gegen *Eckhel*, daß der Kopf mit Widderhörnern auf Münzen von *Nuceria* nicht den *Alexander*, sondern einen alten *Heros* des Landes, *Epidius Nuncionus*, vorstelle, der sich in den *Sarno* stürzte, und dem man nach seinem

Tode göttliche Ehre erwies. Die sinnreichen Folgerungen, wodurch er die bisher der Stadt *Grarisca* zugeschriebenen Münzen, (mit den Buchstaben ΓΡΑ, und einem Adler, der einen Blitz in den Klauen hält) der Stadt *Crastus* in *Japygien*, und die bekannten Münzen mit der Inschrift HITELIV, VITELIV der durch den Marsischen oder Bundesgenossen-Krieg bekannten Stadt *Corfinium* zueignet.

Auf der zweyten Kupfertafel sind 21 Münzen vorgestellt, die sich durch Schönheit oder historisches Interesse auszeichnen. Es sind Münzen vom *Taurischen Chersonesus*, von *Tempyra* in *Thracien*, *Pythium* in *Macedonien*; eine Goldmünze der *Aetolier*, die nach des Herausgebers Meinung bey einer aufserordentlichen Gelegenheit, und zwar zum Andenken des Sieges, welchen die *Aetolier* im zweyten Jahre der hundertfünf und zwanzigsten Olympiade über *Brennus* und seine Gallier davon trugen, geschlagen wurde; von *Delphi* (drey sehr schöne Münzen, die der Engländer *Dodwell*, der sich seit mehreren Jahren in Rom aufhält, um seine zu verschiedenen Mahlen nach Griechenland gemachten Reisen auszuarbeiten, und durch ein Werk über die Cyclopischen Mauern bekannt ist, in *Delphi* selbst gefunden hat), *Theben*, *Pherä*, *Corinth* u. s. w.

Die ersten dreyzehn der, auf der dritten Kupfertafel abgebildeten sieben und zwanzig Münzen gehören noch nach Griechenland. Auch hier lernen die Freunde der Münzkunde viel Interessantes kennen; vorzüglich bemerkenswerth sind die Münzen von *Sicyon*, von *Methana* in *Argolis* (die der oben genannte *Hr. Dodwell* auf dem Platze selbst fand, wo die alte Stadt stand), von *Trözene* in *Argolis*, *Methydrium*, *Charisia*, *Tegea* in *Arcadien* und von der Insel *Gyaros*, berüchtigt durch die vielen angesehenen Personen, welche, wie *Tacitus*, *Sueton* und *Juvenal* uns berichten, vorzüglich unter der Regierung der Kaiser *Tiberius* und *Claudius*, dorthin verwiesen wurden. Bey der Münze von *Tegea* hält *Hr. M.* das Gepräge der Rückseite, worauf, nach *Eckhel*, *Minerva* vorgestellt ist, wie sie dem *Cepheus*, dem Sohne des *Aleus* eine Haarlocke von der *Medusa* schenkt, für die Vorstellung jenes berühmten Richterspruchs, wo *Minerva*, da die Stimmen der Mitglieder des *Areopags* über *Orests* Strafbarkeit als Muttermörder getheilt waren, zu Gunsten des Angeklagten entschied. Unter den *Asien* betreffenden Münzen, die mit Nr. 14 beginnen, zeichnen sich die von *Amisus* in *Pontus*, *Astacus*, *Chalcedon* und *Dia* in *Bithynien*, von *Alexandria Troas*, von *Aphrodisias* und *Nysa* in *Carien*, *Aperrae* und *Cyane* in *Lycien* aus.

Auf der vierten Kupfertafel findet man ein und zwanzig Münzen. Die bemerkenswerthesten darunter sind von *Aspendus* in *Pamphylien* mit dem Kopfe des *August*; von *Cremna* in *Pisidien*, die sich durch das Beywort *fortissimus*, was in der Umschrift dem Kaiser *Geta* beygelegt wird, und nur noch auf einer Münze des *Decentius* zu lesen ist; von *Anemurium*, *Hieropolis*, *Nagidus* und *Soli* in *Cilicien*, von *Trimenothyra* in *Phrygien*, *Tralles* in *Lydien*, *Hierapolyis*, *Peltä*, *Sebaste* in *Phrygien*. Auf *Afrika* beziehen sich bloß fünf Münzen. Die erste ist eine unbekannte mit der Umschrift ΔΙΒΤΩΝ auf der Rückseite, und gehört, nach dem Herausgeber, wahrscheinlich jenem Volke an, das nach *Scylax* um den See *Tritonis* wohnte; die zweyte mit der Umschrift ΩΦΙΑΩΝ.ΚΤΨΕΔΩ auf der Rückseite, schreibt *Hr. M.* dem *Ophellas*, einen von *Diodor* und *Polyän* erwähnten Fürsten von *Cyrene* zu; die fünfte ist eine schöne und seltene Großmünze von *Ptolomäus V. Epiphanes*. Den Beschluss macht eine kleine unbekannte Münze, die vielleicht irgend ein König von *Numidien* oder *Mauritanien* schlagen liefs.

Wir hätten dieser Anzeige leicht mehr Ausdehnung geben können, wenn wir alles, was die Schrift Neues enthält, hätten anführen wollen. Das Gesagte reicht hin, um Münzkennner und Sammler aufmerksam darauf zu machen, damit sie sich die Schrift zu verschaffen suchen, die in typographischer und artistischer Hinsicht jede billige Forderung befriedigt, und zwischen karger, oft Geschmack und Richtigkeit beeinträchtiger Armlichkeit und unnützem Prunk die Mitte hält.

S + p.

Heilkunde.

(Medicin.)

Die Exantheme. Über ihre Erkenntniß und Heilart, von *F. A. Marcus*, u. s. w.

(Beschluss.)

Wie es komme, daß ein und der nämliche contagiöse Ausschlag nur ein Mal den Menschen ergreife, wird S. 78—80 von dem *Hrn. Verf.* folgender Mafsen erklärt: Fieber und Entzündungen sind Krankheiten der Irritabilität; wo diese Statt gefunden haben, ist das Irritabilitätsverhältniß aufgehoben, und kehrt selten zum vollkommenen normalen Zustande zurück, besonders wenn Organe ergriffen sind, die, wie z. B. die lymphatischen, die venösen, wenig Irritabilität besitzen. Daher kann ein Ausschlag in einem arteriellen Antheile wiederkehren, weil seine Irritabilität nie ganz unter-

gehen kann (also kann sie bey bestehender Gesundheit in den andern Antheilen des Gefäßnetzes ganz untergehen?), desto weniger aber in einem lymphatischen u. s. w. Antheile.

Allein, wenn wirklich die Irritabilität gelitten hat, so muß sie doch wieder zum vollkommenen normalen Zustande zurückkehren, weil sonst wieder alle Erfahrung die Hautfunction gestört bleiben müßte. Und dann bitten wir den Hrn. Verf. uns zu erklären, warum der Rothlauf der nach seiner Theorie gerade so, wie der Scharlach, die Arteriellität des Gefäßnetzes afficirt, so oft, der Scharlach aber höchst selten noch ein Mahl (nach Rec. Erfahrungen gar nie) zurückkehrt, wie ein Pockenfieber ohne Pocken, ein Scharlachfieber ohne Ausschlag, in dieser Voraussetzung, vor jeder neuen Ansteckung auf immer uns schützen könne, wie der Nessel-, der Porzelainauschlag, den wir oft mit heftiger Anschwellung der Hautdecken über den ganzen Körper verbreitet sahen, so oft, wie endlich die Krätze, und die Exantheme der Lustseuche bey jeder neuen Ansteckungs-Gelegenheit wieder zurückkehren, da diese Ausschläge nach der Theorie des Hrn. Verfs. in weit *minder irritabeln* Gebilden des Gefäßnetzes, als der Scharlach, ihren Sitz haben?

Bevor wir diesen Abschnitt schliessen, müssen wir noch Einiges nachholen, was wir, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, früher übergehen mußten. Seite 56 hält es der Hr. Verf. für einen *Einfall*, den ansteckenden Typhus zu den exanthematischen Krankheiten zu rechnen. Allein wir finden diesen Einfall weniger sonderbar, als so manchen Einfall des Hrn. Verfs., weil der *Typhus contagiosus* so wie der Scharlach, wie die Masern u. s. w. zuerst die Schleimhäute ergreift, weil er eine Entzündung im Hautorgane setzt, und einen eigenen bestimmten Ausschlag hervorbringt, der zuerst von Hr. v. *Hildenbrand* ordentlich beschrieben ist, der dem Masern-Exantheme am nächsten kömmt, aber keineswegs mit diesem, noch vielweniger aber mit Friesel und Petechien, wie es von unserem übrigens lobeswürdigen und gelehrten Hrn. Pr. *Hartmann* geschieht, zu verwechseln ist, der sich kleyenartig abschuppt, und endlich ein sich vollkommen ähnliches Contagium zu erzeugen im Stande ist.

Seite 68 nimmt der Hr. Verf. keinen Anstand der Meinung heyzupflichten, daß eine jede Krankheit, wenn sie eine gewisse Höhe erreiche, ansteckend werde. — Also auch die Wassersucht, die Gelbsucht, die Urinverhaltung u. s. w.??

Was uns der Hr. Verf. S. 76 wieder aus einer in seiner individuellen Ansicht gegründeten Idee sagt, daß, sobald die Eiterung vollkommen einge-

treten ist, der Zeitpunkt der Reinheit des Contagiums, und seiner gehörigen Ansteckungskraft vorüber sey, ist aller Erfahrung widersprechend. Wir impften eine große Anzahl Kinder mit dem Eiter der Kindsblatter, wo die Eiterung schon lange vollkommen eingetreten war, und wir sahen eine Menge mit dem Schorfe der Kuhpocke mit dem glücklichsten Erfolge geimpft; und gerade dort erreichen die Pocken-, die Scharlach-, die Masernkranken die meiste Ansteckungsfähigkeit, wenn sie eben alle Stadien des Ausschlags durchgemacht haben, wie uns eine tausendfältige Erfahrung gelehrt hat.

Der Abschnitt über die Ausgänge der Exantheme ist im Ganzen vortrefflich. — S. 83 heißt es: »Die Crisis durch den Schweiß kann bey den Exanthen schwer erfolgen, weil eben diese Function unmittelbar afficirt ist. Der Hr. Verf. scheint hierbey ganz auf den Friesel vergessen zu haben, und wir sahen bey einer ungeheueren Anzahl von Ausschlags-, z. B. Scharlach-, Masernkranken immer einen wohlthätigen kritischen Schweiß der Abschuppung und Ablkeyung vorhergehen.

Der Abschnitt über die Prognose würde viel treffender und präciser ausgefallen seyn, wenn es dem Hrn. Verf., seiner Theorie der Entzündung unbeschadet, gefallen hätte, eine bessere Eintheilung der Exantheme zu treffen. Die Gefahr der acuten, contagiösen Exantheme hängt größtentheils von der Gut- oder Bösartigkeit der epidemischen Constitution, die Gefahr einiger acuten primären, nicht contagiösen, Exantheme, z. B. des Rothlaufes, von der Intensität der Entzündung, der Wichtigkeit der damit befallenen Stelle, ganz vorzüglich aber von der Natur des begleitenden Fiebers ab. Die Gefahr der acuten secundären Exantheme hängt von der Gefährlichkeit des Fiebers ab, dessen Symptom sie sind. Bey den chronischen, ideopathischen Exanthen ist zur richtigen Beurtheilung der Gefahr vorzüglich die Beschaffenheit des Hautorgans, und der auf dasselbe einwirkenden schädlichen Potenzen, das Alter u. s. w., bey chronischen, symptomatischen Exanthen aber, z. B. bey syphilitischen, scorbutischen Geschwüren, die Heftigkeit und Intensität der Krankheit, von der sie nur Folge sind, zu berücksichtigen. Und endlich gibt es sowohl chronische als acute contagiöse, z. B. den *Pemphygus variolodes Fr.* und acute nicht contagiöse Exantheme, z. B. die *Urticaria*, die *Essera*, die oft über die ganze Hautoberfläche verbreitet, und doch gegen die Theorie des Hrn. Verfs. ohne aller Gefahr sind. — S. 101 liest man Zeile 16: »Ein Grund warum fast alle Exantheme bey Kindern *gefährlicher* sind, ist ihre höhere Sensibilität;« und weiter unten: »Zu dieser Sensibilität gesellt sich auch noch die große Mobilität des Gefäß-Sy-

stems.« Allein ungeachtet dieser Sensibilität und Mobilität des Gefäß-Systems bey Kindern sind alle acuten Exantheme ohne Ausnahme, z. B. der Scharlach, die Pocken, die Masern, der Rothlauf bey Kindern u. s. w. weniger gefährlich, als bey erwachsenen und älteren Menschen.

Da der Hr. Verf. die Hautausschläge wie Kraut und Rüben zusammen geworfen hat, so konnte der Abschnitt über die Anzeige, ungeachtet der schönen darin vorkommenden Ideen, nicht anders als unbestimmt, widersprechend, und den beginnenden Heilkünstler zu schiefen Ansichten verleitend ausfallen. So liest man S. 103: »Es gibt nur eine Indication gegen alle Exantheme, und diese ist die entzündungswidrige;« und weiter unten: »ich wüßte kein fabrilisches Exanthem, (kann es also doch Exantheme ohne Fieber geben?) bey dem im ersten Zeitraume, oder eigentlich so lange das Exanthem als solches besteht, das antiphlogistische Heilverfahren nicht angezeigt wäre.—Also das antiphlogistische Verfahren ist überall bey dem Scharlach, bey dem symptomatischen Friesel, bey den Petechien, bey den *Vibicibus Huxhami* u. s. w. angezeigt? S. 106: »Das antiphlogistische Heilverfahren allein dürfte vielleicht noch Anspruch machen, das *indicirteste* zu seyn, da das Wesen der Krankheit auf Entzündung beruht;« und gleich darauf heifst es: »S. 107 »Daher ist das *diaphoretische* Heilverfahren die *wahre Indication* bey allen Exanthenen«, und S. 110: »Dieses wird hier angedeutet nicht sowohl---- als vielmehr die *bestimmte* Behandlung für die Exantheme festzusetzen, welche *durchaus* die *Diaphoretische* ist.« — Um diesen offenbaren und grellen Widerspruch zu heben, sagt uns der Hr. Verf. S. 128: daß die antiphlogistische Methode dem *Wesen*, die Diaphoretische aber dem *Charakter* (?) der Exantheme entgegengesetzt, diese die spezifike, jene die allgemeine Heilmethode sey. Allein dieß ist wieder ein offenbarer Widerspruch gegen die Theorie des Hrn. Verfs. Die Entzündung ist ja die Ursache, die unterdrückte Hautausdünstung nur die Wirkung derselben; wird die Ursache gehoben, so hört die Wirkung von selbst auf, wie es wirklich rein entzündliche, d. h. mit rein hypersthenischem Fieber begleitete Exantheme beweisen, die nur durch ein rein antiphlogistisches Verfahren glücklich geheilt werden. Welchem erfahrenen Arzte würde es träumen, hier die diaphoretische Methode anwenden zu wollen? Widerspricht der Hr. Verf. nicht selbst seiner *Charakter*-Theorie, wenn er S. 120 sagt: »Die Erfahrung spricht laut dafür, daß es Scharlach-Epidemien gebe, wo das *rein antiphlogistische* Verfahren *allein* und *dringend indicirt* ist;« und widerspricht er nicht ebenfalls seiner *Wesen*-Theorie, wenn er auf der näm-

lichen Seite sagt: »Öfters werden *gleich im ersten Zeitraume* die flüchtigen incitirenden Mittel erfordert, und sowohl das *antiphlogistische* als das *antigastrische* Heilverfahren beweisen sich *nachtheilige*? — Um das Maß der gerügten und nicht gerügten Widersprüche zu vermehren, sagt uns der Hr. Verf. S. 116: »Das *Kali nitricum* wird eben so selten bey den Exanthenen, als die Blutentleerungen angewendet. — »Man hat es mit der Entzündung eines serösen Gebildes zu thun, wo die Entzündung also keine rein arteriöse, daher auch denn kühlende Mittel *nicht indicirt* sind; und S. 117: »Das *Kali nitricum* wurde fast zu allen Zeiten zu den diaphoretischen Mitteln gezählt, und seine *Anwendung* sollte daher bey den Exanthenen weit *frequenter* seyn.« S. 140 lernen wir: »Beruht aber die Krätze auf Entzündung, so wird der *Schwefel* nicht anders wirken, als daßer die Entzündung — *direct aufhebt*,« und S. 148: »Sie (die Schwefelsalbe) ist *nicht direct* entzündungswidrig, ruft vielmehr eben so, wie der *Schwefel* innerlich, die Hautfunction hervor.«

Wer ein Wohlthäter der Menschheit seyn, und die Hautkrankheiten glücklich behandeln will, lasse sich nicht durch nichtige Hypothesen verführen. Er theile diese so heterogenen Krankheitsformen, die bald von einem Contagium, bald von climatischen Einflüssen, bald von einem Fehler des Hautorgans, bald von einer kränklichen Diathesis herrühren, und bloß die Symptome oder Folgen der Fieber und anderer Krankheiten sind, in ihre natürlichen Ordnungen, und treffe darnach seine Indication, und da die cosmischen und tellurischen Einflüsse den lebenden Organismus oft auf längere Zeit in eine gewisse Stimmung versetzen, da die Jahreswechsel auf alle thierische Systeme so kräftig oft einwirken, so berücksichtige er bey dem gefährlichsten und verbreitetsten Heere der Hautausschläge vorzüglich die epidemische Constitution, die bald entzündlich, bald gastrisch, bald nervös u. s. w.; bald aus mehreren dieser Charaktere gemischt seyn wird; mit einem Worte: wer *richtig* schliessen und *glücklich* heilen will, der betrete den Pfad eines *Baco Verulam*s, eines *Newtons*, eines *Hippokrates*, *Sydenhams*, *Huxhams*, *Grants*, *Stolls* u. s. w. und jage die *Schellings* und *Browns* aus dem Tempel des Heiligthums.

Der letzte Abschnitt von der Propylo(axis) ist bis auf ein paar Hypothesen ganz unbedeutend. Es muß dem Hrn. Verf. mit der Impfung der natürlichen Blattern sehr übel ergangen seyn, da er S. 155 Zeile 19 wider alle Erfahrung behauptet: der Vortheil der Impfung hänge mehr von zufälligen Umständen ab.

Wir werden uns bey den einzelnen Exanthenen

so kurz fassen, als es die Wichtigkeit des Gegenstandes erlaubt.

1) *Erysipelas*, Rothlauf, Rose.

Den Rothlauf mit Bläschen (*Erysip. vesiculare, phlytaenodes*) und den Gürtel (*Zona, Zoster*) schließt der Hr. Verf. aus dem Grunde von der Rose aus, weil diese Formen theils Ausgänge, theils besondere Formen bezeichnen sollen, und weil die mit Wasserblasen und kleinen Pusteln angefüllten Stellen sich bey dem ächten Rothlaufe niemals im ersten Zeitraume ergeben. Allein dieß ist falsch, da diese Bläschen, besonders bey der Gesichtsrose, oft schon den ersten Tag mit dem Erytheme hervorbrechen und mit demselben sich ausbilden, der Gürtel aber nach der Analogie hier am besten seine Stelle behauptet. — Wenn gleich der Hr. Verf. den Beyfall aller erfahrenen Ärzte verdient, daß er Browns fanatische Schüler bey der Rose, vorzüglich bey der Gesichtsrose und den *Erys. phlegmonodes* an das antiphlogistische Heilverfahren mit Nachdruck erinnert, so geht er viel zu weit, wenn er S. 202 die Blutentleerungen bey der Gesichtsrose fast ohne Ausnahme angezeigt findet; und eben so arg ist es, wenn er S. 177 aus der gelblichten, dem Erytheme oft beygemischten Farbe, die öfters gallichte, gastrische Beschaffenheit der Rose zu erweisen sucht. Das allein Wahre wird S. 200 gesagt, daß man bey Behandlung des Rothlaufs vorzüglich den Genius, den Charakter des Fiebers, der bald in einer Synocha, bald in einem Synochus, und bald in einem Typhus (bey Frank in einer *Febri inflammatoria, gastrica* oder *nervosa*) besteht, berücksichtigen müsse. — Der Abschnitt über den Rothlauf der neugeborenen Kinder verräth Eile. — Nicht nur jugendliche, gesunde Personen, wie der Hr. Verf. sie sah, sondern wenigstens eben so viele alte und sehr alte gebrechliche Menschen sahen wir von dem Gürtel ergriffen. Das Fieber war nur selten rein inflammatorisch, sondern meistens mit Gastricismus gemischt. Mittelsalze mit *Acetum amoniacale*, und wenn das Fieber vorüber war, das Wienertränkechen, und Bähungen aus erweichenden Kräutern mit Milch auf den Gürtel gelegt, schufen meistens schnell Linderung und Hülfe. Gegen die peinigen Schmerzen, die in böseren Fällen selbst nach vollkommener Abkrustung des Gürtels oft lange noch auf den rothen Flecken zurückbleiben, deren aber der Hr. Verf. gar nicht erwähnt, leisteten uns die Silberglättsalbe und lauwarne Bäder die wesentlichsten Dienste.

2) *Scarlatina* Scharlach.

So interessant der vorige Aufsatz war, so wenig befriedigend ist dieser. Der Scharlach soll bey dem Hrn. Verf. immer aus *großen*, rothen Flecken bestehen. Wo werden wir denn *Sydenhams* Scharlach,

den wir häufig beobachtet haben, und der nur in kleinen rothen Flecken besteht, hinrechnen? *Franks scarlatina pustulosa*, die schon *Huxham* meisterhaft beschrieben hat, wird gar nicht erwähnt; und *Franks scarlatina miliformis*, die ebenfalls schon *Huxham* in einer und derselben Epidemie mit dem Flecken- und dem Pustelscharlache beobachtet hat, wird hier ganz von dem Scharlache getrennt. — S. 228 soll nach der Intensität der Scharlachentzündung, auch die Angina immer heftig seyn, und S. 234 soll die Angina mit dem Exantheme immer gleichen Schritt halten, und so lange das Halsweh nicht nachgelassen hat, der Ausschlag noch in der weiteren Ausbildung begriffen seyn, da doch bey dem Scharlachfieber ohne Ausschlag das Halsweh immer sehr heftig, oft äußerst bössartig ist; da öfters bey den bössartigsten nervösen Scharlachentzündungen das Schlingen gar nicht erschwert, und das Halsweh unbedeutend gefunden wird; da das Halsweh nicht selten heftig noch fort dauert, oder gar zunimmt, während sich die Hauptentzündung in der Abnahme oder gar sich der Kranke im Anfange der Abschuppung befindet. — Daß der Scharlach *fast stets* mit der *Gastrica inflammatoria* verbunden, daß der Gastricismus bey dem Scharlach wegen der gleichzeitig ergriffenen Schleimhäute des Magens und des Darmkanals immer primär gesetzt sey, ist S. 244 ein irriger und verderblicher Grundsatz; denn erstens sahen wir Tausende Scharlachkranker ohne die mindeste Spur der gleichzeitig entzündeten Schleimhäute des Magens oder des Darmkanals, und dann wehe dem Arzt, der die fortgesetzte Entzündung der Schleimhaut des Rachens, oder die Folgen der von derselben consensuel ergriffenen coeliacalischen und splanchnischen Geflechte für Gastricismus hält, und Brechmittel reicht. Ganz andere, und nur dann das antigastrische Heilverfahren bedingende Begriffe haben *Stoll, Grant, Frank* u. s. w. von ihrem gallichten und gastrischen Fieber. Hr. Hofrath *Ziegler* sah Kinder binnen 24 Stunden nach gegebenen Brechmitteln, und wir in den Epidemien von 1801 — 1803, und 1806 — 1807 ganze Familien durch das antiphlogistische und antigastrische Heilverfahren umkommen. Beym Scharlache mit rein inflammatorischem Fieber sind Brechmittel tödtlich, bey dem Scharlach mit *Typhus colliquativus*, wo China, bey dem Scharlache mit *Typhus nervosus*, wo Blasenpflaster zeitig gelegt, der Baldrian, der Bisam, der Campher u. s. w. die einzigen Rettungsmittel sind, ist Hrn. Dir. *Stiglitz's* Methode *verderblich*, wenn anders nicht die epidemische, gallichte Complication mit dem Typhus gleich im Anfange ein Brechmittel bedingt. — Was uns der Hr. Verf. von der Wassersucht als Folge des Scharlachs sagt, ist unbestimmt, und für den anfangen-

den Heilkünstler unnütz. Wer diese Wassersucht mit Erfolg behandeln will, sehe zu, ob Fieber vorhanden sey oder nicht, ob das Fieber eine Synocha, ein Typhus, eine Intermittens, welche letztere wir häufig beobachtet haben, und die oft schnell tödtlich ist, und daher schnell oft die China fordert, sey, und behandle das Fieber nach den Regeln der Kunst. Bey der Fieberlosen Wassersucht sehe er, ob sie bloß eine Folge der unterdrückten Hautausdünstung bey der gesteigerten Sensibilität des Hautorgans ist, oder ob ihr zurückgebliebene Atonie in den Schleimhäuten und in dem Lymphsysteme, und in welchem Grade? zum Grunde liege, und ob diese Atonie endlich nicht mit gastrischen und intestinal Reitzen verbunden sey. Im ersten Falle sind Bettwärme und schweißstreibende Mittel erforderlich. Aber man vertändle die Zeit mit schweißstreibenden Mitteln nicht, sie helfen bald, oder nie. Wo Atonie mit Würmern und anderen Darmreitzen zum Grunde liegt, wird Rhabarbara-Tinctur mit *Liquor terrae foliatae tartari* und Meerzwiebelhonig, schon von *Plenciz dem älteren* und *Quarin* nachdrücklich empfohlen, wie wir bey mehreren *Hundert* solcher Kranken sahen, durch Vermehrung der Darmentleerung und Harnabsonderung in den hartnäckigsten und gefährlichsten Fällen uns Hülfe leisten. Wo Atonie mit schwächender, die Harnsecretion noch mehr unterdrückender Diarrhöe verbunden ist, hat sich uns, wie dem erfahrenen *Rumsey*, die *Colombo* in dieser Wassersucht als vorzüglich erprobt. Wo endlich dem *Hydrops* eine große Atonie des Lymphsystems zum Grunde lag, hat uns die *China* mit vegetabilischem Kali und Meerzwiebelhonig vortreffliche Dienste geleistet. Bey vollsäftigen, reizbaren Kindern, und besonders dort, wo blutiger Bodensatz häufig im Urine erscheint, hüte man sich vor der *Squilla* in Substanz und ihrem Extracte. — Die Geschwulst der Ohren- und Unterkieferdrüsen, die im Scharlachfieber oft als *Crise* oft als Folge eine wichtige Rolle spielen, berührt der Hr. Verf. nur im Vorbeygehen.

3) *Rubeolae*, Rötheln.

Wir wissen nicht, welches Exanthem wir unter diesem Nahmen verstehen sollen. *Dr. Kapp's* und *Wichmann's* Rötheln gehören ein Mahl nicht hierher, da sie mit Symptomen des Tracheal- und Pulmonal-Systems begleitet sind, und mehr zu den Masern gehören. *Ziegler's* Rötheln scheinen *Sydenham's* Scharlach zu seyn, der in kleinen flammenden Flecken besteht, die Wassersucht, und die Geschwulst der Ohrendrüsen u. s. w. zur Folge hat, und nach unserer Erfahrung von dem großfleckigen Scharlache und den anderen Abarten des Scharlaches schützt. Der Hr. Verf. aber hat

hier offenbar *Selle's* Rötheln oder *Frank's* Pustel scharlach beschrieben.

4) *Morbilli*, Masern. Lesenswerth.

5) *Urticaria*, Nesselsucht und *Essera*, Porcellanfriesel.

Es ist sonderbar, daß der Hr. Verf. den Nesselausschlag von der Nesselsucht nicht unterscheidet.

6) *Millaria*, Friesel.

Dieser Abschnitt ist voll schiefer, unnützer Ansichten. Seite 360 sagt uns der Hr. Verf.: die Eintheilung des Friesels in den ideopathischen und symptomatischen Friesel sey in einem gewissen Sinne nicht unrichtig, indessen könne kein Friesel entstehen, ohne daß ein *Status inflammatorius* in der Haut vorausgegangen wäre, und in diesem Sinne gäbe es keinen symptomatischen Friesel, und auch in diesem Falle würde das Exanthem nicht vom Fieber abhängen, u. s. w. — Allein es fragt sich erstens gerade umgekehrt, ob es wohl einen ideopathischen Friesel gebe, und wenn wir gleich mit *Borsieri*, *Damilano*, *Vogel* u. s. w. ein eigenthümliches Frieselfieber annehmen, so wird doch kein kluger Arzt läugnen, daß der Friesel am öftesten als bloßes Symptom erscheine. Wie können wir bey dem Friesel immer einen rein inflammatorischen Zustand in der Haut annehmen, da er immer unter häufigen, oft unter colliquativen Schweißsen erscheint? da dem Friesel so oft ganz gesunkene Erregung und beynahe Lähmung des Hautorgans vorhergeht? und da der Friesel in typhösen, in lentescirenden u. s. w. Fieber oft schubweise hervorbricht, und mehrere Wochen anhält; da oft die ganze Hauptoberfläche mit Friesel bedeckt ist: so fragt es sich, wie der Entzündungszustand in dem fast paralytischen Hautorgane so lange und so allgemein fort dauern könne? Hängt das Scharlach-, das Typhus-, das Puerperal-, das Schleichfieber u. s. w. vom Friesel, oder dieser von jenen ab? Verschwindet das Fieber nicht öfters mit dem Ausbruche des Friesels? Erscheint der Friesel nicht öfters nach ganz geendigtem Fieber? Gibt es nicht einen Friesel ganz ohne Fieber? — Wir rathen dem Anfänger, der glücklich heilen will, ja nicht den Friesel mit seiner Entzündung?!, sondern nur das Fieber, es mag dieses nun inflammatorisch, gastrisch, nervös u. s. w., es mag epidemisch oder sporadisch seyn, nach den Regeln der Kunst zu behandeln, und dabey den Friesel nur als Symptom oder *Crise*, und in so ferne zu berücksichtigen, daß nicht voreiliges Wechseln der Wäsche, unvorsichtige Zulassung der Zugluft u. s. w. das Verschwinden des Friesels veranlassen, und den oft schon geretteten Kranken in neue Gefahr stürzen.

7) *Pemphigus. Febris bullosa*, Blasenfieber.

Gut, nur daß Manches über den Charakter und Sitz des Pemphigus nach den Begriffen des Hrn. Verf. zu bemerken wäre, und *Sagar's Pemphigus helveticus*, welchen *Peter Frank* mit Unrecht zum lössartigen Scharlach zieht, hier eine Erwähnung verdient hätte.

8) *Petechiæ*, Fleckfieber.

Hätten wir diesen Aufsatz früher gelesen, so würden wir wahrlich nicht so viel mit dem Hrn. Verf. *de lana caprina* gestritten haben. Während der Hr. Verf. bey allen Exanthemen ohne Ausnahme eine *hypersthenische* Entzündung, und bey der Indication als *erste* Indication die *antiphlogistische* annahm, so gesteht er uns hier S. 399: daß die Entzündung der Petechien im Grunde keine andere als die *asthenische* Entzündung der Erregungs-Theoretiker, oder die *passive* Entzündung der früheren Ärzte sey, und stürzt so sein eigenes Gebäude ein. Seite 404 glaubt der Hr. Verf., daß der *morbus maculosus Werlhofii* nicht ohne Fieber seyn könne. Allein hierin hat ihn wieder seine Theorie getäuscht; denn wir sahen eine *große* Anzahl solcher Kranken, derer Haut, Gaumen, Rachen u. s. w. gleichsam pantherartig gefleckt war, und die weder vor, noch nach dem Ausbruche des Ausschlages die mindeste Fieberbewegung verriethen, viele die im besten Wohlseyn zu uns kamen, und bloß sich über ihre Flecke beschwerten. Überhaupt steht sowohl dieser Aufsatz, als jener über den Friesel weit unter *Peter Frank's* vortreflichen Abhandlungen. — Die Petechien sind ein symptomatischer Ausschlag, der sich wie der Friesel, beynahe zu allen möglichen Fiebern gesellt. Man behandle daher immer das Fieber. Die chronischen Petechien, der *morbus maculosus*, haben immer eine scorbutische Diathesis zum Grunde. Vitriolgeist, Hallerisches Sauer in *grossen* Gaben, und bey größerer Schwäche die China heben oft schnell dieses scheußliche Übel, selbst dort noch, wie wir sahen, wo Blutungen aus dem Munde, Blutungen aus der Harnblase und blutige Schweisse zugegen waren.

Von Seite 421 bis 432 folgen Recepte für Schüler. Statt *Camphoræ rosæ* lese man *C. rasæ*.

D — — d.

Rechtsgelehrtheit.

Handbuch zu dem peinlichen Verfahren bey der k. k. österreichischen Armee und in den Militär-Gränzen. Von *Ignaz Franz Seraph Bergmayr*, Hauptmann und Auditor des k. k. Linien-

Infanterie-Regiments Graf *Colloredo-Mausfeld* Nr. 33. Wien in der Camesinasehen Buchhandlung. 1812. 305 S. gr. 8. ohne die Zueignung und Vorerinnerung.

Wenn das Studium des Criminal-Rechts und das Amt eines Criminal-Richters schon an sich weit schwerer ist, als man gewöhnlich glaubt; so ist doch beydes in Beziehung auf das peinliche Verfahren bey der österreichischen Armee und in den Militär-Gränzen dadurch noch mehr erschweret, weil man sich die nöthigen Kenntnisse gegenwärtig noch aus mehreren besonderen, zum Theil nicht allgemein bekannten und oft nicht leicht zugänglichen, Quellen verschaffen muß. Es ist daher allerdings sehr verdienstlich, daß der Verf., begünstigt durch seine zeitliche Anstellung bey dem Hofkriegsrathe selbst, die zerstreuten Verordnungen in diesem Handbuche in ein System zu bringen suchte. Denn ungeachtet der gegründeten Hoffnung, auf das baldige Erscheinen eines eigenen Militär-Strafgesetzbuches, wird doch durch diese Arbeit nicht nur einem noch gegenwärtigen Bedürfnisse abgeholfen, sondern sie wird auch in der Folge noch zur Beurtheilung früherer Fälle und zur Geschichte der Gesetzgebung brauchbar bleiben.

Die Grundlage dieses Handbuchs macht die, auch für das österreichische Militär seit ihrer Erscheinung gültige, peinliche Gerichtsordnung *M. Theresiens* (jedoch nicht wörtlich, sondern nach dem wesentlichen Inhalte, in der Sprache der neueren Gesetze,) und zwar aus dem Grunde, weil die Militär-Richter, für welche der Verf. vorzüglich schrieb, an die darin vorkommende Ordnung der Materien gewohnt sind, und ihnen durch Beybehaltung derselben der Gebrauch dieses Handbuchs erleichtert wird. Auf dieser Grundlage erscheinen bey jedem Artikel die übrigen auf das peinliche Verfahren bey dem Militär sich beziehenden Gesetze und Instructionen, ebenfalls nicht wörtlich, sondern im Auszuge, und mit Citationen. Der Verf. beschränkte sich übrigens bloß auf den Inhalt des ersten Theiles der Theresiana (vom peinlichen Verfahren;) weil, wie er sagt, in Beziehung auf den zweyten Theil derselben (von den einzelnen Verbrechen und deren Strafen) theils weniger besondere Verordnungen bestehen, theils die Strafe entweder in den Kriegsartikeln ausdrücklich bestimmt, oder dem richterlichen Ermessen überlassen ist.

Den Grund, welchen der Verf. für die gewählte Ordnung der Materien anführt, erkennt Rec. in Rücksicht des nächsten Zweckes seiner Arbeit als gültig an, so wie er mit dem Verf., der nirgend einen Commentar versprach, wegen der Überge-

hung der zwar an sich keineswegs so leichten Lehre von Verbrechen und Strafen insbesondere nicht rechten will, und auch darin keine unbedingte Ursache des Tadels findet, daß der Inhalt der Gesetze nicht wörtlich angeführt ist. Rec. will bloß zum Behufe einer künftigen Auflage und derjenigen, welche sich der gegenwärtigen bedienen, bemerken, wo ihm Überflus, Mangel, oder Unrichtigkeit in der Sache oder im Drucke aufgefallen ist. Unnötig scheinen ihm die Auszüge aus den Instructionen über die Behandlung der Sträflinge §. 64—69, 76—78, 94, 96—99; weil diese Behandlung, genau genommen, nicht zur Lehre vom peinlichen Verfahren (Process) gehört. Vermißt hat Rec.: bey §. 43 lit. G die Erläuterungsverordnung über die K. A. vom 23. Sept. 1808, §. 17, und die Militär-Straf-Norm vom 3. July 1790, und lit. L eben da die nähere Bestimmung: *meuterischer Aufruhr*, weil nur dieser ein eigentliches Militär-Verbrechen ist; bey §. 44 lit. O die Citation des 36. K. A. und eben da am Ende der Art. der Theresiana 67, 72, 82, 85; bey §. 45 die Rücksicht auf die Verordnungen vom 20. Februar 1808 und die Grundgesetze für die Militär-Gränze vom 7. Aug. 1807; bey §. 61 die Cit. der Verordnungen vom 23. September 1808 §. 18; bey §. 62 die Cit. der Verordnungen vom 29. April 1807, M. 474; bey §. 63 die Cit. der Verordnungen vom 17. July 1802 und bey §. 73 die Cit. der Verordnungen vom 12. April 1809; bey §. 75 die Erwähnung des Oberstaabs-Wagenmeisters; bey §. 88 nach: Arrestanten-Löhnung, den Beysatz: *nebst dem Brote*; bey §. 89 die Citat. des I. Th. S. 85 des Reglem.; bey §. 91 die Erwähnung der Pflicht, nach ausgestandener Strafe zu danken, bey Vermeidung der Strafe einer Subordinations-Verletzung; bey §. 106 den Unterschied zwischen Erneuerung und Verlängerung der Capitulation; bey §. 109 b am Ende den Beysatz: *bey Militär-Verbrechen mit Pulver und Bley*; bey §. 114 die Cit. der Verordnung vom 29. April 1757 und 9. Juny 1804; bey §. 125 die Hinweisung auf die Directiv-Regeln in Desertions-Sachen vom 1. October 1798, die Straf-Norm vom 3. July 1790 und deren Erläuterung vom 28. Sept. 1790; bey §. 118 die H. K. R. V. von 13. März 1807; bey §. 125 die Erwähnung des Verlustes der Tapferkeits-Medaille; bey §. 147 die Bemerkung am Schlusse des §. 417; bey §. 154 die Berufung auf den 30. K. A. und die demselben angehängte Erläuterung; bey §. 186 die Vorschrift der H. K. R. V. vom 17. July 1803; bey §. 187 nach: Hauptverpflegamts, der Beysatz: *des Haupt-Genie- und Hauptzeugamts*; bey §. 196, 2. Absatz die weitere Ausnahme anderer milit. Dienstvergehen, welche ein kriegsrechtliches Verfahren fordern; bey §. 201

die Beschränkung auf das Militär-Grenz-App.-Ger. bey §. 209 die Beziehung auf das Reglement der adelichen deutschen und ungrischen Leib-Garden von 1761, 1763, und 1795, dann auf die Hof-Resolution von 1802, und Verordnung vom 18. April 1805; bey §. 210 die Cit. des Invaliden-Systems vom 15. April 1772 und der Verordnung vom 9. Sept. 1803; bey §. 220 die Cit. der Art. 40 und 41; bey §. 223 die Beschränkung der zulässigen Anfragen auf das Allgemeine, nach der Instr. für das allg. Appellations-Gericht der Armee §. 12; bey §. 254 nach: eines Militär-Arzt's, den Beysatz: *wenn es unmöglich ist, zwey zu haben*; bey 28. Artikel die Anführung der Verordnung vom 9. April 1796 wegen Beschuldigung eines Officiers, vor dem Feinde seine Schuldigkeit nicht gethan zu haben; bey §. 304 die Cit. des Reglem. II. Th. S. 80; bey §. 447 die Cit. der Verordn. vom 9. April 1796, und vom 31. May 1800; bey §. 468 die Beziehung auf die Directiv-Regeln in Desertions-Sachen vom 1. October 1798; bey §. 485 die Cit. des Contumaz-Übertretungs-Pat. vom 26. Febr. 1805; bey §. 489 die Hinweisung auf die Verordnung vom 30. October 1784; bey §. 524 die Cit. der Erläuterungsverordnung vom 19. October 1808, u. s. w. Unrichtigkeiten sind Rec. folgende aufgefallen: §. 8, der Begriff vom Verbrechen überhaupt nach der Theresiana; §. 43 am Ende die mit §. 3 lit. g streitende Behauptung, daß die Contumaz-Übertretung in Friedenszeiten außerhalb des Standrechtes nicht mit dem Tode bestraft werden könne; §. 123, die Einschränkung der Abnehmung des Reverses auf infam cassirte Officiere, da vermöge Verordn. vom 11. März 1799 das Gesagte von allen Cassirten überhaupt gilt; §. 196 die Cit. des Regierungs-Circulars v. 24. Juny 1811 statt der H. K. R. Verordnung vom 23. Juny 1811; §. 331 am Ende, der Auszug aus der H. K. R. Verordnung vom 16. August 1786, indem vermöge derselben die Beylagen am Eingange des Protokolls anzumerken sind, in der Folge aber bey den Fragen bloß sich durch eine Anmerkung darauf zu beziehen ist; §. 354 wo die angeführte Eidesformel keineswegs auf den Zeugen, sondern nur auf den Soldateneid der Juden paßt; §. 405, wo die Eidesformel für Richter willkürlich entworfen ist, und mit dem Formular der militärischen Justiz-Norm nicht übereinstimmt, u. s. w.

Wichtigere Druckfehler, welche unangezeigt blieben, sind z. B. S. 35, Zeile 4 von oben: Oberfeldbäckenmeister statt Oberfeldbrückenmeister; S. 74, Zeile 8 von unten: Verfahren, statt Verbrechen; S. 202 Zeile 4 von unten: unverständlich, statt unvollständig; endlich mehrere falsche Data der angeführten Verordnungen.

Allgemeine Literaturzeitung

N^{ro}. 60.

Dienstag, den 27. Julius

1813.

Philologie.

Horatius erste Satyre, lateinisch und deutsch mit einigen Scholien. Berlin bey *J. E. Hitzig*. 1813. IV. und 28 S. in 4.

Wie oft im Leben eine geringfügig scheinende Gabe durch innern Werth und die Vorzüge des Gabebers geweiht und erhöht wird, so empfangen wir auch diese Übersetzung der ersten horazischen Satyre aus den Händen des geistreichsten unserer heutigen Philologen, des Geheimenraths *Wolf* in Berlin, als ein willkommenes Geschenk mit Dank und Hochachtung. Wir freuen uns — zumal er selbst damit zufrieden ist — das das Schicksal ihn in ein Badeort führte, wo er im Umgange eines talentvollen Gelehrten von gleichen Studien, bey einer bücherlosen von außen und innen hart bedrängten Muse, einer Zeit, die selbst mechanischen Arbeiten nicht eben günstig war, die Übersetzung dieser Satyre verfasste die zuerst im ersten Bande des zweyten Jahrgangs der bey *Hitzig* in Berlin erscheinenden Zeitschrift: *die Musen*, herausgegeben von *de la Motte Fouqué* und *Neumann*, bekannt gemacht wurde, und unter obigem Titel mit einer kurzen Einleitung und einem Anhang von Scholien zum zweyten Male abgedruckt worden ist. Eingeweiht in den wahren, lebendigen Geist der classischen Vorwelt, wie wenige vor ihm und vielleicht kein Mitlebender, wäre gewiß Niemand geschickter, als *Wolf*, die Blüthen, die jener trieb, mit der möglichsten Schonung ihrer ursprünglichen Schönheit, ihres lindten Duftes und ihrer lebensvollen Frische, so in unsere Sprache zu verpflanzen, das sie gleich einheimischen fortkämen, wenn es ihm wirklich Ernst um die Sache wäre. Allein wir glauben durch alle Unternehmungen der Art, und besonders durch die letztere, den Schalk zu sehen, der mit ungeübten, ungeschickten oder hochmüthigen Gärtnern, welche sich an jenes Geschäft mach-

Siebentes Heft.

ten, seinen Scherz treibt. Der Verf. sagt, das seine vornehmste Absicht bey diesem »*Spielwerke*« für jetzt darauf hinausgegangen wäre, »möglichst rein die *Idee* darzustellen, die uns Deutschen in dergleichen Kunstwerken des Alterthums etwa erreichbar seyn dürfte. Es galt hier, im höchsten Sinne *des Worts*, eine Nachbildung, *worin Stoff und Form dergestalt sich durchdrängen*, das dem Kenner, dem alterthümlichen Leser des Dichters, ein völlig gleicher Genuß, wie durch die Urschrift, ohne irgend eine Störung bereitet würde, wozu bey strenger Beobachtung deutscher Prosodie, die jedes Wort sylbenweise auf die Wagschale legt, besonders eine noch wenig versuchte Behandlung eines Versmases gehörte, das unter geschickten Händen doch, wie *Wieland* richtig fühlte, viel zu feyerlich und vornehm für *diese Dichtungsart* auftritt; unter arbeitsscheuen hingegen meistens ein unleidliches Gemisch hüpfender Daktylen und dazwischen hinkender Trochäen ist. Um nämlich die studirte Nachlässigkeit nicht aufzuopfern, womit Horatius seinen heroischen Vers bis zur täuschenden Ähnlichkeit edler Prosa herabgestimmt hat, bedurfte es noch etwas mehr, als gesunder Füße mit nothdürftigen Ruhepuncten, wie auch oft die gesunden Füße zum anmuthigen Tanzschritt nicht hinreichen. Um endlich das Ganze in Gedanken und Ausdruck mit allen leicht hingeworfenen Farben treulich wiederzugeben, waren noch diese und jene kleinlichen Bemühungen nöthig, deren man sich späterhin nicht so genau erinnert, und die auch, wiewohl bloß Sache des Fleißes, vor gemischten Lesern nicht zur Schau getragen seyn wollen.«

Wir glaubten die ganze Stelle mit des Verfs. eigenen Worten hersetzen zu müssen, damit genau das Ziel erkannt werde, was er sich gesteckt hat. Es ergibt sich daraus, das er sich nicht mit den bisher üblichen Forderungen an eine deutsche Übersetzung alter Classiker begnügt, sondern sich's selbst bey weitem schwerer gemacht und gleichzeitigen

und spätern Übersetzern, so zu sagen, die Weintrauben ungleich höher gehängt hat. Sein Verfahren stehet mitten inne, zwischen jenen zwey Übersetzungsmaximen, die Goethe neulich in seiner Gedächtnisrede auf Wieland also bestimmte, daß die eine verlange, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen die Forderung an uns macht, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenschaften finden sollen. Jedermann wird gestehen, das *Wolfs* Ziel das höhere ist, und daß dem, welcher es vollkommen erreichte, die Palme der Übersetzungskunst gebühre. Aber ist dieß nicht *Wolf* selbst gelungen? Gewiß, in einem seine Vorgänger bey weitem übertreffenden fast unglaublichem Grade. Da wir jedoch nicht umhin können zu gestehen, daß man selbst seiner Übersetzung den obgedachten feyerlichen und vornehmen fremdartigen Auftritt hier und da anmerkt, da er selbst einmal ausruft: »wozu sich grämen, wenn nicht alles mit gleicher Farbe sich nachpinseln läßt!« und verdrießlich den Pinsel auf einen Augenblick in die Ecke geworfen zu haben scheint; da es uns endlich nur möglich gewesen ist, statt Verbesserungen, Zweifel und Bemerkungen zu geben, so möchten wir fast glauben, daß, was dem Meister nicht gelungen, vielleicht der Sprache selbst unerreichbar ist, und die Mängel die wir daran erblickt, bey jeder Übertragung aus einer fremden Sprache, wo grade das Schöpferische, jener Hauch der Begeisterung fehlt, der alles zu einem organischen in und durch einander lebenden Ganzen verbindet, auf einige Zeiten hin unvermeidlich sind. Überhaupt hoffen wir, daß endlich das Übersetzungsfieber in Deutschland allmählig austoben wird, welches auf das gründliche Studium der classischen Literatur so zerrüttende Folgen geäußert, und uns sowohl um den vollen Genuß eines fremden Lebens (!) als unsers eignen kerngesunden gebracht hat.

Wir wenden uns zur Übersetzung selbst, die wir an einigen Stellen mit der *Vofs*'schen vergleichen wollen. Der *Raumers*'sparniß wegen unterscheiden wir die Arbeiten der beyden Übersetzer durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen.

V. 3. W. vielmehr, daß man anders Wandelnde preiset
V. und rühmt die anders wohin gehn.

Das *vielmehr*, wenn es auch im Deutschen, nicht bloß wie die Scholien besagen, um den Übergang weicher zu machen, sondern darum mit hinzugesetzt worden, daß der Vers seine vorschriftmäßige Länge habe, ist doch dem Genius der Sprache nicht

zuwider und dem matten Doppelsinne der V. Übersetzung bey weiten vorzuziehn.

V. 4. W. glücklicher Kaufmannsstand! So sagt der von
Waffen beschwerte
Kriegsmann, dem viel Arbeit schon die Gebeine
gebrochen.

V. O, glückselige Krämer! so ruft von Jahren belastet
Jener Soldat, dem die Glieder von Arbeit starren
und Drangsal.

Jeder stimmt mit W. überein, daß *mercator* keinen *Krämer*, sondern einen Großhändler bedeutete. Geistreich und scharfsinnig erweist derselbe Gelehrte in den Scholien die Vorzüge der Lesart *gravis armis miles*, die der Franzose *Jean Bouhier* im Jahr 1715 einführte, vorder andern *gravis annis*, der *Vofs* folgt. Der zweyte Vers ist gleichfalls bey W. ungleich richtiger und treuer nachgebildet, als bey *Vofs*, wenn er auch eher *englisch* als *deutsch* klingt, wie auch der Übersetzer gefühlt haben muß, weil er den Ausdruck in den Scholien durch das *a broken soldier* erläuterte.

V. 6. W. wenn Süde das Schiff ihm verstürmen.
V. umwogt ihm die Barke der Südwind.

W. gibt den Sinn des *iactantibus* nicht richtig wieder, da dieß bloß *hin- und herschleudern* oder *werfen*, aber nicht *verstürmen* d. i. *verschlagen* bedeutet. Bey *Vofs* lautet die Stelle aber unausstehlich matt, weil das Zeitwort *umwogen* besonders hier keinen andern Begriff, als mit *Wogen* umgeben an die Hand gibt. Durch *umstürmt* oder *umsaust* hätte sich dieses allenfalls vermeiden lassen.

V. 7. W. Besser ist Kriegesversuch! Was ist's denn?
man rennt an einander.

V. Kriegsdienst lob' ich mir doch! denn was mehr?
man rückt an einander.

Wenn wir auch hier das »*Kriegesversuch*« des ganzen Satzes wegen, und weil es doch nichts andres heißt, als »besser ist's sein Glück im Kriege zu versuchen« in Schutz nehmen wollten, so würden wir doch andern, welche hartnäckig dabey stehen bleiben, daß *militta* nicht *Kriegesversuch* sondern *Kriegsdienst* sey, weichen müssen. Das »*Was ist's denn?*« ist vortreflich für *quid enim?* Eben so das »*man rennt an einander*.« Letzteres ist bey V. so kraftlos übersetzt, die Heftigkeit der Bewegung, die in *concurritur* liegt, so schwächlich wiedergegeben, daß es fast klingt, als ob von nichts die Rede wäre als vom Zusammenrücken, um zu vorkommend irgend einem guten Freunde Platz zu machen.

V. 8. W. Pfeilschnell kommt in der Stunde der Tod,
wo nicht Freude des Sieges.

V. Stracks im Nu ist entweder der Tod da oder die Sieglust.

W. hat, unsers Bedünkens sehr richtig, das *horae momento* in dem Sinne genommen: binnen einer Stunde ist bey dem Soldaten Tod oder Sieg entschieden.

V. 10. W. Wann ums Hahnengeschrey an den Thüren ein Fragender pochet.

V. Wann vor des Hahnes *Getön* an dem *Hofthor* pocht ein Befrager.

Es springt in die Augen, welche Übersetzung die vorzüglichere und richtigere ist; nur allein *consultor* ist bey W. durch »Fragender« zu unvollständig wiedergegeben.

V. 13. W. Andres derselbigen Art u. s. w.

V. Ganz zu durchgehn das Geschlecht u. s. w.

Bedarf es der Bemerkung, dafs W. das *caetera de genere hoc* im ächt römischen Geiste übersetzt hat?

V. 25. W. Wenn ein Gott: hier sehet ihr mich! spräche
V. Wenn ein Gott so redete: »Kommt mir

Wie schleppend ist hier das lebendig dramatische: *si quis deus: en ego! dicat*, von Vofs verdeutsch! So ist auch bey seiner Übersetzung des: *Atqui licet esse beatis* »doch gilt es ja, glücklich zu werden,« wofür W. sagt: »Und beglückt doch dürfen sie jetzt seyn« Sinn und Kraft des *licet* durchaus verloren gegangen. Wir bemerken hier noch, dafs W. V. 19 statt *nolunt*, nach zwey »unserer« Wiener Handschriften Nr. 141 and 201 und nach einer Berner Nr. 21, die er vorzüglich rühmt, *nolint* liest.

V. 21. W. ... sich ferner

Ihnen so leicht hingeben, noch *Unmuthswünschen* das Ohr leihen.

V. Wieder so leicht bequemen und *jeglichem* Wunsche das Ohr leihen!

Wir wünschten hier bey W., statt *hingeben*, *bequemen* zu lesen.

V. 25. ... *elementa velint ut discere prima*

W. um die Anfangsgründ' ihnen reizend zu machen.

V. dafs sie willig zum Abece sich verstehen.

Wolf's Übersetzung klingt uns hier zu geziert. Vielleicht könnte man, als Vorschlag zur Güte, die ganze Stelle so geben.

Lachend zu sagen? (wie oft liebkosende Lehrer den Knaben

Süßbrod geben) (schenken), dafs gern das Abece sie erlernen.

Nun folgt ein Vers, den wir als äußerst cha-

rakteristisch für Geist und Mafs der Vofsischen Hexameter her zu setzen, nicht umhin können.

V. 27. *Sed tamen amoto quaeramus seria ludo*

Dennoch hinweg uns wendend vom Scherzton suchen wir Erastos.

V. 29. hat V. das *perfidus* durch ein neu geprägtes Wort »beschnellend (!!!) übersetzt. W. hat *betrügerische*, und vielleicht sagte man ohne weitere Umstände am besten »jener schurkische Wirth? Allzu prosaisch dollmetscht V. den Schluss des V. 30: *hac mente laborem ferrea* arbeiten so scharf mit der Absicht. Um sprachrichtig zu seyn müßte es wenigstens heißen: *in* der Absicht.

V. 31. W. Nicht anders

Schleppt ja das Ameislein — ihr Beyspiel — mächtig in Arbeit.

V. So wie die kleine Ameise, der großen Geschäftigkeit Beyspiel.

Es bedarf hier keiner Erörterung, welcher von beyden Übersetzern geistvoller und richtiger gelesen hat. Bey W. heißt es *sicut parvula — nam exemplo est — magni formica laboris*. Der Schluss des fünf und dreißigsten Verses: *haud ignara ac non incauta futuri* lautet bey W. »zukünftiger Zeit vorsichtig gedenkend«, bey V. »wohl kundig und wohl vorsorgend der Zukunft.« Letzteres ist zwar dem Lateinischen gemäßer, aber nicht sprachrichtig.

V. 39 hat W. das Wort *dimoveat* durch »ruft vom« gegeben; Vofs kräftiger durch »abziehn.« Allein er hat diese Kraft durch den Zusatz des schleppenden *kann* (abziehn kann) wieder neutralisirt.

V. 41. übersetzt Vofs *pondus* unstatthaft durch Gewicht; W. sagt: Klumpen.

V. 42. W. Furchtsam heimlich hinab in der Erd' *Aushöhlung* zu legen?

V. Das du verstohlen mit *Angst* einsenkst in gehöhletes Erdreich.

Im Lateinischen heißt es: *furtim defossa timidam deponere terra?* und man sieht leicht, wo es hier bey beyden hinkt. — *Vilem assem* V. 43 übersetzt Vofs »schmählicher Pfennig« W. besser »ärmlicher Heller.«

V. 44. W. Aber geschieht dieß nicht, was hat dein Haufen noch Schönes?

V. Aber wenn nicht, was hat ein gestapelter Haufen noch Schönes?

W. hat *dein* gesetzt, was nicht im Original steht und *constructus* übergangen, was darin steht; V. aber den hier unrichtigen Einheitsartikel gebraucht, und *constructus* durch »gestapelt« übersetzt. Wenn unsere Leser uns gestatten wollen, für *aufgeschichtet*, bloß *geschichtet* zu setzen, so würden wir zu lesen vorschlagen.

Aber wenn nicht, was hat der geschlichtete Haufen noch Schönes?

V. 46. W. Darum erfafst dein Magen u. s. w.
V. Dennoch fafst dein Bauch.

V. hat hier das *capiet* richtiger als W.; denn erfafst würde das lateinische *arripit* ausdrücken.

Bey Vers 50: *intra naturae fines viventi* ist das Vofsische »*lebst der Natur du gemäfs*« deutlicher, als das Wolfische »*so man das Leben auf die Natur einschränkt*« was ohne den lateinischen Text, besonders bey einem durch unsre poetischen Naturschilderer sentimentalisirten Herzen, leicht Mißverständnisse veranlassen könnte. Warum übersetzt wohl W. ferner *ex hoc fonticulo* »von der Quelle mir nehmen? da *fonticulo* Quellchen (Bächlein?) im Urtext steht. Überdem muß es nicht *von*, sondern *aus* heißen.

V. 60. W. Wasser getrübt durch Schlamm, noch läßt in der Fluth er das Leben.

V. Weder getrühte Fluth, noch verliert er das Leben in Strombett.

Beyde Übersetzungen sind nicht befriedigend; doch leidet's keinen Zweifel, welcher der Vorzug gebührt. V. hat *limo* ausgelassen; und *undis* durch *Strombett* übersetzt; W. aber das *amittit* nicht deutlich wiedergegeben.

V. 61. *At bona pars hominum, decepta cupidine falsa.*

W. Aber die Mehrzahl Menschen von falscher Begierde verblindet.

V. Doch der gewöhnliche Mensch, von falscher Begierlichkeit schwindelnd!

V. 63. *jubeas miserum esse, libenter*
Quatenus id facit.

W. heißt elend ihn seyn, da mit Liebe. Längst er es thut.

V. heißt elend ihn seyn, nach Gefallen Immer, so lang' er beharrt u. s. w.

W. hat, statt daß man sonst gewöhnlich *libenter* zu *miserum* zog, wie auch V. gethan, hinter *esse* ein Komma gemacht und *libenter* zu dem folgenden gezogen. Das *libenter* ist durch »mit Liebe« gegeben, da es doch nur *freywillig* heißt. Vielleicht könnte man sprachrichtiger »von selber« sagen, ob es gleich nicht bey Loth und Quentchen gleich wichtig mit *libenter* ist.

V. 65. hat W. *voces* durch »nachhöhnende Stimmen« übersetzt; V. durch »Urtheil.«

V. 66. *Populus me sibilat; at mihi plaudo*
Ipsae domi.

W. Mich zischet das Volk, doch ich klatsche Selbst mir zu Hause.

V. Mich zischet das Volk aus, aber mir klatsch' ich Selber daheim:

W. sagt hinten in den Scholien, daß er trotz der Mahnung eines seiner Leser, das ungewöhnliche »*mich zischet*« den gewöhnlichen »*mir zischet*« vorgezogen hätte, weil dieses verstanden werden könne, »*er zischet mir zu*, gibt mir durch Zischen ein Zeichen.« Wir treten dem ungeachtet auf die Seite jenes Lesers: 1) weil wir in dem erwähnten Falle das zu nicht würden entbehren können, und weil uns 2) kein Beyspiel in der Sprache beyfällt, wo das Wort *zischen* in einem andern, als sehr schlimmen Sinne genommen wäre.

Wenn W. V. 68. *sitiens* mit »in den Qualen des Durstess« übersetzt, so läßt man sich's doch bey weitem lieber gefallen, als das Vofsische »in dem Durst.«

V. 70. *Congestis undique saccis.*

W. Auf Säcken von nah und von ferne ämsig gehäuft.

V. Auf gesammelten Säcken von ringsher (?)

Daß W. hier übersetzt, als wenn, statt *cogentis*, *cogunt* stünde, und den regierten Ablativ *sacris* und *pictis tabellis* zum *nomen regens* erhebt, macht die Stelle etwas breit, und schwächt die Kraft. — Vofs verdeutsch *nummus* gewöhnlich durch *Pfenning*, was aber besonders V. 73 sehr unpassend ist.

V. 74. gibt V. das Wort *sextarius* mit Maßchen, was durchaus unzulässig ist, weil *vini sextarius* dasteht, und man Wein nicht in Scheffeln und Metzen mißt. — Bey V. 77 rügt W. in den Scholien, eine verunglückte Veränderung *Fea's*, der in seiner neuesten Herausgabe des *Horatius* (Rom 1811 in 8.) *malos* und *fures* durch ein Comma trennt.

V. 87. *Si nemo praestat, quem non merearis, amorem?*

W. Wenn keiner

Zuneigung dir erweist, die nie zu verdienen du würdigst?

V. Daß kein einziger Liebe, die nicht du verdienst, dir weiset?

W. hat hier dem Vers mit dem Zusatze *du würdigst* auf die Beine geholfen. Ohne Zweifel wäre *strebest* vorzuziehn gewesen, da jenes etwas zu vornehm klingt. Doch ist dieß im Ganzen eine Stelle, die sich ohne der Muttersprache Gewalt anzuthun, leicht dem lateinischen anpassen ließe.

Der Anfang des Verses 90 ist bey V. sehr matt. Unnöthiger Weise hat V. bey *campo*, mit Baxter, an das Marsfeld gedacht.

V. 94. *et finire laborem*

Incipias, parto quod avebas

W. beginne zu enden die Arbeit.

Nun du geschaffst, was du giertest.

V. geh' von der Arbeit.

Endlich zur Ruh', da du hast was du trachtetest (!!).

Letzteres ist nicht zu gestatten, da man im Deutschen: *nach* etwas trachten« sagt. — V. 96 übersetzt W. *sordidus* mit *filzig* und V. mit *krikerig*; wir wünschten statt beyder das sprachübliche Wort *schmutzig*, welches das entsprechendste und zugleich in seiner Art gewiß nicht weniger edel als das lateinische *sordidus*, ist.

V. 97 hat V. *vestiret* durch: »ankleidete« gegeben. Die Präposition ist aber hier falsch und als ein bloßer Nothnagel, um den Vers zusammen zu halten, nicht zu dulden.

Der Sinn des 102. Verses, der bey W.

.... du suchst, was mit feindlicher Stirn sich Streitet, zusammen zu paaren.
und bey V.

.... Fort fährst du das zu vergleichen,

Was mit befeindender Stirne sich anrennt.

lautet, ist nirgends recht klar, und lichtvoll gegeben, doch wird man W's Übersetzung immer den Vorzug einräumen.

V. 113. W. So fortstrebend erblickt er den Reichern immer im Wege.

V. So ist ihm, der *hastet* (!!) ein Reicher immer im Wege.

V. 114. W. Drum mag selten sich finden der Mensch, der glückliches Lebens

Selber sich rühmt und begnügt mit der Zeit vollendetem Laufe

Gleich dem gesättigten Gast aus dem Kreise der Lebenden weicht.

V. Selten dennoch wird einer, der wohl gelebet zu haben, Froh bekennt und vergnügt mit dem Raum des vollendeten Lebens,

Wie ein gesättigter Gast abgeht, sich erbotem dem Forscher.

V. 120. W. Jetzt zur Genüge! Damit dir nicht dünk', ich habe Crispinus

Unseres Triefaug's Pulte beraubt; kein weiteres Wort mehr!

V. Jetzo genug! Leicht könnt' ich Crispinus Schränke des Triefaug's,

Scheinen geplündert zu haben; darum kein einziges Wort mehr.

Damit wir, das »*unseres*« los würden, könnte man sagen: *des triefäugigen* und vielleicht zum Schluss, *nicht ein einziges Wort mehr*. Allein, wir laden uns im ersten Falle die Schuld auf, *des lang* zu gebrauchen.

Auf die Übersetzung folgen die Scholien, worin der Leser auf den Standpunct gesetzt wird, von wo aus der milde Satyrendichter die Römische Welt um sich her sah; die Gedankenfolge im Ge-

dichte selbst angegeben ist, und mehrere alte Lesarten in Schutz genommen, oder neue vorge schlagen, und mit geistreichem Scharfsinn meisterlich vertheidigt sind. Wir führen, aufser den, im Verlauf unserer Recension angeführten, noch folgende an: die Erläuterung über die alte Schreibart *sequentis* statt *sequentes* v. 3.; über den Sinn des *horae momento* v. 8.; über die Worte *ut qui jocularia ridens* v. 23, wo W. *ne sic percurram, ut qui ridens percurrit ioc.* construirt, und die Stelle auf »gewisse kurzweilige Erzähler bezieht, die im alten Italien, wie im neueren, auf Strafsen und öffentlichen Plätzen Häuflein von Zuhörern aus dem Stegreif mit aretalogischen Possen unterhielten;« die ausführliche Vertheidigung der Lesart v. 29: *perfidus hic caupo* (Wirth und Krämer zugleich) gegen Marklands kühne Veränderung, gegen Schraders *auctor*, gegen de Bosch's *pervigil hic campo miles*, und endlich gegen Fea's *praevidus* oder *fervidus hic campo miles*; die Rechtfertigung der Bentley'schen Lesart *sapiens* statt *patiens* v. 37, des Dativs *viventi* v. 49 gegen Cuningams *viventis* und des *miserum* v. 63, wofür Einige *miseram* lesen wollten, welche Veränderung W. mit den kleinen Schnitten der Wundärzte vergleicht, die nur in den Fällen gut sind, wo sie die Noth erfordert; ferner die Auseinandersetzung der Verse 88 bis 91, die Erklärung des *fortissima Tyndaridarum*, und mehrere feine und sinnvolle Sprachbemerkungen z. B. über die Bedeutung von *atqui*, *at*, *igitur* etc. und historische Erläuterungen. Aus allen erkennt man die Hand des Meisters und den nicht bloß gründlichen, sondern vor allen auch *geschmackvollen* Kenner, der die Bahn zwischen *zuviel* und *zuwenig* zu sehen und zu gehen weiß. Aus diesem Grunde bemühen wir uns auch nicht zu entschuldigen, wenn wir von einer Schrift, vom geringem Umfange diese ausführlichere Anzeige machten. Es ist eine Erscheinung, die kein Philologe übersehen darf, weil durch sie das Ziel der Übersetzungskunst um ein Großes höher gesteckt worden ist, und sie daneben noch, nicht undeutlich, das Ansehn eines philologischen Kreuz- und Streifzugs hat, wie sich aus verschiedenen Gründen, die wir aber des beschränkten Raumes wegen übergehen müssen, darthun ließe. Der ausgeworfne Fehdehandschuh scheint schon auf dem Turnier-Platze zu liegen. Es bedarf vielleicht nichts, als daß der auf welchen es gemünzt scheint, ihn aufhebe, um *Wolf* in völliger Rüstung auftreten zu sehen. *Nomen et omen habet* heift es bey ihm, und aus den »Homerischen Briefen« weiß man wie er Hieb und Stich zu führen pflegt.

X. Y. Z.

Schöne Wissenschaften.

Schilderungen des menschlichen Lebens in Erzählungen. Fünfter und sechster Theil.

Auch unter dem Titel:

Die Moralsysteme, oder *Ludwig von Eisach*. Halle und Leipzig 1812. Erster Theil 323 S. Zweyter Theil 320 S. in 8.

Ein kleiner Roman eines Oheims, Hrn. von *Gasteig*, der, von Kindheit zum Carthäuser bestimmt, als Jüngling dem ersten Mädchen, das er erblickt, in der ersten Stunde ihres Bekanntwerdens die Unschuld raubt; dann wieder ein kleiner Roman *Ferdinand's*, des Neffen eben dieses Oheims, der in Rotterdam unter der Maske eines reisenden Mahlers ein als Menonitin maskirtes Fräulein (*Luisen*) kennen lernt, sich in sie verliebt, von ihr wieder geliebt wird, und die ihm sein Oheim nur unter der Bedingung zur Gattin zu wählen erlaubt, wenn sie sich entschließt, ihren Verwandten in Westphalen davon zu laufen, um sich ihm, ohne zu wissen, wer er ist, in Tyrol in die Arme zu werfen, wozu denn das kluge und unschuldige Mädchen gleich bereitwillig ist, und es auf die listigste Art so einzuleiten weiß, daß ihre Verwandten, ohnen etwas davon zu ahnen, sie selbst ihrem Geliebten zuführen, — diese beyden Romane sind nur die Einleitung zu dem Hauptwerke, das nun mit Seite 154 beginnt; denn sie geben Veranlassung, daß *Luisens* Oheim, *Wilhelm von Brunn*, sein Gut *Straden* verläßt, und auf seiner Reise durch Tyrol zu Hall einen Findling adoptirt, der nun als Hauptheld der Geschichte, und zwar Hrn. *Lafontaine's* Manier getreu, wieder als *Kind*, auftritt. *Ludwig*, so heißt der Findling, wird von Hrn. von *Brunn* nach Anleitung *Plutarch's* im Lykurg, Kapitel 13, spartanisch erzogen, das heißt, es werden alle Gassenjungenstrolche an ihm als Heldenthaten bewundert. In der Zwischenzeit wird *Luisen* von *Gasteig* von einem Mädchen, *Franciska*, entbunden, welches der alte *Gasteig*, weil es die Mutter nicht ebenfalls spartanisch erziehen lassen will, dieser raubt, und dem Pastor *Lasius* zu Lichtenwalde in der Nähe von *Straden* übergibt, bey dem es heimlich unter dem Nahmen, *Anna Sorgen*, eine einfache Erziehung erhält. Die beyden Kinder lernen sich kennen, und, wie kann man es von diesem Verf. anders erwarten, verlieben sich in einander, ohne es zu bemerken. Hr. von *Brunn* bestrafte *Ludwigen* eines muthwilligen Streiches wegen, und schilt ihn einen Buben; dieser, hierüber erbost, entläuft ihm, geht nach Lich-

tenwalde, nimmt von der Geliebten Abschied, und rennt nun in die weite Welt. Bald kömmt sein Pflegevater ihm auf die Spur; ein junger Gelehrter wird gedungen, der ihn, um sein *Zartgefühl* zu schonen, nicht zurückführt, sondern sich als Abenteurer auf dem Wege zu ihm gesellt, und bald sein ganzes Vertrauen gewinnt. Beyde reisen nun miteinander, *Ludwig* läßt sich von seinem Mentor bereden — tanzen zu lernen; sie durchziehen Frankreich, Spanien und Italien, *Ludwig* macht mit den Maltheser-Rittern einen Kreuzzug wider die Türken mit, und erwirbt sich durch seinen Muth die Achtung des ganzen Ordens; überdies besucht er noch die Küsten Griechenlands, und kommt von all diesen Reisen mit der Erfahrung bereichert zurück, daß die Menschen nicht sind, wie sie der Jüngling sich in seinen Träumen mahlt. Endlich kehrt er unter dem Nahmen eines Grafen *Rausag* nach Deutschland in Begleitung eines Malthesischen Gesandten zurück.

Die schöne Gräfin *Betty von Montemor*, die Tochter einer Nichte *Wilhelms von Brunn*, die von ihrer Tante, einem alten, eitlen und aberwitzigen Fräulein, die sorgfältigste und *gewählteste* Erziehung genoss, *Betty*, ein Engel an Schönheit nicht nur, sondern auch an Geistesbildung, erblickt *Ludwigen* an ihrem sechzehnten Geburtstage, nachdem sie im Morgenschlummer träumte, eine Unbekannte sey mit den geheimnißvollen Worten zu ihr getreten: »sie gebe ihr heute das Schönste, was das Leben hat,« zum Angebinde. Sie erblickt nun *Ludwigen*, und sie kennt plötzlich das Schönste, was das Leben hat! Wie es mit dem Herzen der jungen Gräfin steht, weiß der Leser nun hinlänglich. *Ludwig* wird ihr vorgestellt, und Amors Fackel setzt auch sein Herz in Brand, er liebt sie, oder vielmehr, er liebt an ihr, wie er selbst (Theil 2 S. 56) sagt: »das tausendfache, reiche Leben ihres Geistes, den tausendfach gebrochenen Farbenstrahl des reinen weißen Äther-Lichtes ihrer Seele; diesen erwachten milden Frühling schöner Blüthen, eines tausendfach gestalteten, regen, fruchtbaren Lebens!« er liebt sie: (ebend. S. 57) »weil sie mit ihm ein Mädchen ist, aber ohne alle Mädchenansprüche, ein Mädchen, als hätte sie zu *Gesner's Hirtinnen* gesessen.« — Wie obige Beschreibung sich mit *Gesner's Hirtinnen* vereinigen läßt, mag Hr. *Lafontaine* selbst verantworten! Eben steht *Ludwig* im Begriffe den Geburtstag seiner neuen Geliebten mitzufeyern, als er erfährt, Pastor *Lasius* liege am Tode; augenblicklich verläßt er die Gesellschaft ohne sich zu entschuldigen, eilt zu Pferde nach Lichtenwalde, trifft den Greis sterbend an, und hat nun auch seine erste, ihm treu gebliebene Geliebte, *Annen*,

wieder. Nach der Beerdigung des Pastors nimmt er *Annen* und den weichen *Johann* mit sich nach der Residenz, und miethet ihnen dort eine Wohnung, wo er sie alle Tage fleißig besucht. *Ludwig* ist nun der glücklichste Sterbliche, statt einer Geliebten, hat er deren zwey, *Annen* und die Gräfin *Betty*; *Annen* liebt er Morgens, die Gräfin Abends, auch macht ihn dieses doppelte Verhältniß ganz und gar nicht verwirrt; ja als endlich die geistvolle, gebildete, gewandte *Gesnersche* Hirtin über die einfache, anspruchslosse *Anne* doch einiges Übergewicht erhält, vertraut er *Annen* sehr naiv seine Liebe zu *Betty*, und gesteht ihr, daß ihn die Ungewißheit, ob ihn die Gräfin auch wieder liebe höchst unglücklich mache. *Annen* wird bey diesem Geständnisse ganz sonderbar zu Muth, es schmerzt sie etwas darin, nur weiß sie nicht recht, was? aber sie tröstet ihn, und gibt ihm nicht undeutlich zu verstehen, wenn *Betty* ihn auch verschmähen sollte, bleibe ihr Herz noch immer für ihn in Bereitschaft. Sie muß ihm nun das Lied aus der Ferne singen, doch sie bringt es nicht zu Ende, sie fällt weinend an seine Brust, und sagt nur: ach, *Ludwig!* wenn du glücklich bist, so denke, es ist mein Geist, der dich umschwebt. Nach und nach wird es aber klarer in ihrer Seele, sie sieht endlich ein, daß sie ihn liebt, und bey dieser Entdeckung sitzt das Mädchen da mit ihrem Schmerze, wie eine *Mater dolorosa!* Sie beschließt: ihn zu lieben und zu schweigen, wissen darf es *Ludwig* nicht, »denn warum sollte sie ihn betrüben, trägt sie sanft, ist er nicht unschuldig?«

Der Gräfin bleiben indess *Ludwigs* Morgenbesuche nicht verborgen; sie weiß bald Mittel zu schaffen, *Annens* Bekanntschaft zu machen, ohne von dieser erkannt zu werden, und benützt hiezu eine Reise, die *Ludwig* vornimmt. Das arglose Mädchen ist bald treuherzig gemacht, und erzählt der Gräfin alles, was sie von *Ludwig* weiß, seine dunkle Geburt, seine Liebe zu *Betty*, auch ihre eigene, unerwiderte Liebe vertraut sie der Gräfin. Diese triumphirt; die Ungewißheit seines Standes erzeugt zwar den Entschluß in ihr, vorsichtig zu seyn, doch ein Brief *Wilhelms von Brunn*, den ihre Tante vor kurzem erhielt, gab mitunter auch Nachricht, daß sein Findling wahrscheinlich der Sohn einer Gräfin sey, — für eine Liebende also Hoffnung genug zu einer glücklichen Entwicklung der Catastrophe! *Ludwig* kömmt zurück, abermahls an der Gräfin Geburtstage, er bekennt ihr seine Liebe; *Betty* ist in Verlegenheit, und wählt einen Mittelweg, sie nennt ihn ihren Freund, sie habe durch ihn die Freyheit schätzen lernen, sagt sie, die zarteste Freundschaft bitte ihn demnach

ihir Schweigen zu verzeihen. Sie erkenne ihn in diesem gefährlichen Augenblicke nicht, sie bitte ihn, seine Freundin auch nicht zu verkennen. *Ludwig* wird aus einer glänzenden Gesellschaft in das Vorzimmer gerufen; plötzlich entsteht ein Lärmen, *Ludwig*, heißt es, liegt vor einer Tyroler Bäurin auf den Knien, die sich als seine Mutter zu erkennen gibt, und die er freudig laut dafür anerkennt; die Gesellschaft lächelt spöttisch; die Gräfin ist zerknirscht. *Ludwig* entfernt sich mit seiner Mutter, und führt sie zu *Annen*. Die Gräfin empfindet nun erst, wie sehr sie *Ludwigen* liebt, auch fühlt sie sich sehr versucht, dieser Neigung nachzugeben, doch Graf *Estavalet*, ein Schweitzer, der nie das Glück fand, weil er es nicht zu suchen verstand, und eben deswegen die Welt verachtet, weil er sie nicht werth findet, ihn zu besitzen, macht ihr begreiflich, daß »die höchste Großmuth sey, sich durch den Schein eines Tadel's nicht irre machen zu lassen, und frey zu wollen, was die Nothwendigkeit gebietet.« Da sie nun leicht einsieht, daß die Nothwendigkeit einer Gräfin gebietet, ihr Verhältniß mit dem Sohne einer Bäurin abzubrechen, so schreibt sie an *Ludwigen*: »Es war ein schöner Genius, der uns zusammenführte, ein stolzerer aber trennt uns, und so, mein unvergesslicher Freund, leben Sie wohl!« *Ludwig* liest den Brief, und wendet sich an *Annen*, um ihre frühere Liebe zu reklamiren; ohne Zaudern umfaßt ihn diese, und hängt schluchzend an seinem Halse. Doch es ist nicht mehr *Anne* Sorgen die ihn liebt, sondern das Fräulein von *Gasteig*. *Joachim von Brunn*, ein Bruder von *Ludwigs* Pflegevater, ist angekommen, und hat ihr entdeckt, wer sie eigentlich ist. Eben dieser *Joachim* aber hat ein noch weit wichtigeres Geheimniß zu enthüllen, er entdeckt *Ludwigen*, daß diese Tyrolerin nicht seine Mutter ist, die er, *Joachim*, ihm nur zugesendet habe, um sich einen Spas mit ihm zu machen; *Ludwig* sey wirklich Graf von *Eisach*, und seiner Verbindung mit Gräfin *Betty* stehe folglich kein Hinderniß mehr im Wege. *Ludwig* antwortet ganz kurz darauf. »Es ist vorbei!« und beschließt mit Fräulein von *Gasteig* nach Straden zu seinem Pflegevater zu reisen, wo sich nach Oheim *Joachims* Aussage ihrer beyder Eltern befinden. Aber Gräfin *Betty* sagt nicht so kalt, wie *Ludwig*: es ist vorbei! als sie hört, daß dieser ein Graf ist; sie entschließt sich sogar an ihn zu schreiben, sie verlangt eine Zeichnung zurück, und äußert nebenher den Wunsch, ihn vor seiner Abreise noch einmal zu sprechen. *Ludwig* sendet ihr die Zeichnung zurück, sagt ihr auf ewig sein Lebewohl, und reist mit dem Fräulein von *Gasteig* nach Straden. Dort werden beyde auf das liebevollste auf-

genommen. Dem Fräulein wird von dem Arzte die reine Gebirgsluft ordinirt, es wird beschlossen, sie nach Tyrol zu bringen, *Ludwig* begleitet sie, beyde nähern sich einander unvermerkt immer mehr, auf einmahl sieht er ein, daß er von jeher das Fräulein weit inniger als die Gräfin geliebt habe, daß das Fräulein ihn liebe, war schon lange aufser Zweifel; sie wird endlich seine Gattin, und sie leben in der glücklichsten Ehe.

Gräfin *Betty* wird mit dem Grafen *Estavaiel* vermählt, ihr Loos ist glänzend, aber nicht so ganz glücklich. Auf einer Reise durch die Schweiz muß sie endlich zu ihrer Demüthigung den überglücklichen Grafen *Eisach* in den Armen seiner reizenden Gattin, und von sechs muntern Kindern umgeben, ganz unerwartet finden, und ihrer Erzieherinn gestehen, so glücklich, wie diese Beyden, sey sie nicht.

Dieser gedrängte Auszug ist hinreichend, jeden Leser in den Stand zu setzen, selbst zu beurtheilen, was er hier zu erwarten hat; mehr zu thun, hält sich *Rec.* nicht verpflichtet; denn die Art und Weise, wie *Hr. Lafontaine* seine Romane zu schreiben pflegt, wurde bereits so oft, und so erschöpfend beleuchtet, daß es überflüssig wäre, diesen Gegenstand noch einmahl zur Sprache zu bringen.

R—k.

Erzählungen, von *Karl Streckfuss*. Dresden 1813, in der *Arnold'schen* Buchhandlung. 201 Seiten in 8.

Hr. Streckfuss gibt in der Vorrede als Zweck seiner Erzählungen an: den gewöhnlichen Leser zu unterhalten; womit er sich auf den Fall ganz zufrieden zu stellen scheint, wenn, wie er sich ausdrückt: der Gebildete nirgends davon zurückgestoßen, wohl aber hin und wieder durch die Wahrheit einer Schilderung, durch einen nicht ganz gemeinen Blick in das Herz und das Leben angezogen sich fühlen sollte. Ob die sogenannte *Unterhaltung* gewöhnlicher Leser überhaupt Zweck des Dichters seyn könne, wollen wir für jetzt dahin gestellt seyn lassen. Da aber jedes Streben aus irgend einem Mittelpuncte des Lebens ausgehen muß, nach dessen eigenthümlicher Natur es sich nothwendig in Form und Gehalt gestalten wird, so ist wohl an sich selbst klar, daß ein so leichtes Ziel der Bemühung, wie das hier offen Be-

kannte, nothwendig von der Befriedigung edlerer Bedürfnisse des Geistes oder Herzens abführt; denn diese liegt nicht in der Richtung eines nur flüchtig über die tiefere Wesenheit der Dinge gleitenden Strebens.

Es gibt eine Art der Erzählung, und beynahe jede Nation hat hierin Meisterstücke aufzuweisen, die allerdings auch den gewöhnlichen Leser erheitert, den gemüthvollen begeistert, den tief-sinnigen mehr noch mit Ehrfurcht durchdringt; weil sie es versteht, von der bunten Oberfläche des Lebens ausgehend, alle geheime Trefflichkeit des Menschen und des Lebens liebevoll in ihr heiteres Reich herüber zu ziehen. Von dieser Art doch sind gegenwärtige Erzählungen keineswegs; da sie nicht wie jene aus der von der Schönheit des *Daseyns* sanft bewegten Seele des Dichters, sondern von dem Bemühen ausgehen: Begebenheiten und Schicksale der Menschen in schicklicher Verwicklung und Entwicklung dem Auge vorüber zu führen, durch leichte Abwechslung, durch unerwartete Wendung, überraschende Auflösung zu reizen, zu spannen oder zu beruhigen, ohne ein tiefer eingreifendes Gefühl, oder genialische Kühnheit des Scherzes, weniger noch die alles belebende Kraft der Phantasie zu Hülfe zu nehmen, vor welcher der Verf. eine geheime Furcht zu haben scheint, ohne es selbst zu wissen.

Gegenwärtige Erzählungen weilen durchaus im Kreise des bürgerlichen Lebens, und wir sind sehr entfernt dieses an sich tadeln zu wollen. So schwer aber ist die Kunst, die Verhältnisse des Lebens selbst, in dem wir uns befinden, und daß uns durch so viele trübende, den Überblick hemmende Einwirkungen umstrickt, dichterisch darzustellen, daß selbst der grösste und so zu sagen einzige Meister dieser Kunst unter den Deutschen, in neueren Werken dieser Art von der bereits errungenen Höhe der Darstellung einen tiefen und traurigen Fall that. Denn wie die Gewalt des Eindrucks der Gegenwart den Handelnden nicht selten verwirrt, und ihm mit dem klaren Überblicke zugleich Besinnung und Kraft raubt, so auch nicht seltener dem Dichter, der sich mit kühnem Geiste in ihr Gebiet einzudringen erlaubt.

Aus dem Angeführten ist es erklärbar, warum *Hr. Streckfuss*, welcher in mehreren mit Recht geschätzten lyrischen Dichtungen Zartheit, und, wenn auch nicht Tiefe, doch Innigkeit des Gefühls zeigte, in diesen Erzählungen in vollendete Oberflächlichkeit sich verirrt, und nirgends auch nur die Absicht eines tiefern Strebens zeigt.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 61.

Freitag, den 30. Julius

1813.

Geschichte.

1. Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten, von *Friedrich Wilken*, ordentlichem Professor der Geschichte bey der großherzoglich-Baden-schen Universität zu Heidelberg. Erster Theil, Gründung des Königreichs Jerusalem. Leipzig bey *Siegfried Lebrecht Crusius*, 1807. 424 S. Zweyter Theil, das Königreich Jerusalem und die Kämpfe der Christen wider die Ungläubigen bis zu dem Verluste der Grafschaft Edessa und dem Kreuzzuge der Könige *Conrad des III.* und *Ludwig des VII.* im Jahr 1146. Leipzig 1813 bey *F. Christ. Wilh. Vogel*. 735 S.
2. *Histoire des Croisades première partie, contenant l'histoire de la première croisade; par M. Michaud, avec une carte de l'Asie mineure, les plans d'Antioche, de Jérusalem, et ceux des batailles de Dorylée et d'Ascalon. Premier volume. A Paris, chez Michaud frères, libraires rue des bons enfans Nr. 3 et 4; et chez Pillet Impr.-libr. rue Christine, Nr. 5; de l'imprimerie de L. G. Michaud. 1812.*
- 3) *Rerum ab Alexio I., Joanne Manuele et Alexio II. Comnenis Romanorum Byzantinorum Imperatoribus gestarum libri quatuor. Commentatio, quae praemio ab illustri Instituto Imperialis Francisci classe tertia, promovendis historiae et antiquarum literarum studiis constituta, proposito d. 5. Julii MDCCCX ornata est. Auctore Frederico Wilken, Historiar. in acad. Heidelberg. Prof. publ. ord. Adjecta est tabula aere expressa. Heidelbergae sumtibus Mohrii et Zimmeri. MDCCCXI.*

Wir fassen diese drey schätzbaren Werke in die-
Siebentes Heft.

ser Anzeige zusammen, weil die beyden ersten denselben Gegenstand, die Geschichte der Kreuzzüge nämlich, behandeln, das dritte aber, wiewohl es sich umständlich über die Regierungsgeschichte der Comnenen überhaupt verbreitet, doch zuvörderst ihre Verhältnisse mit den Kreuzfahrern berücksichtigt, nach dem Sinne der vom kaiserlichen Institute zu Paris aufgestellten Preisfrage: *Examen critique des Historiens d'Alexis Comnène et des trois Princes de sa famille qui lui ont succédé; on doit comparer ces écrivains avec les Historiens des croisades, sans negliger ce que les auteurs Arabes peuvent fournir de lumières sur le règne de ces Empereurs et principalement sur leur politique envers les Croisés.*

Die Geschichte der Kreuzzüge hat in unseren Tagen als die merkwürdigste Epoche der gegenseitigen Einwirkung des Orients und Occidents im Mittelalter durch das weiter eröffnete Studium der Quellen des Orients neues Interesse erhalten. Das Institut von Paris hatte durch zwey sich hierauf beziehende Preisfragen, durch die eben erwähnte, und durch die schon früher über den Einfluss der Kreuzzüge auf europäische Bildung ausstellte, die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf diesen wichtigen Gegenstand der neueren Geschichte hingeleitet, und Deutsche und Franzosen weiteiferten miteinander, nicht nur der Erwartung des Institutes durch gelehrte Abhandlungen genug zu thun, sondern auch an das noch größere Werk einer neuen Bearbeitung der Geschichte der Kreuzzüge selbst Hand anzulegen. So wie jenen Preis historischer Untersuchungen über den Einfluss der Kreuzzüge, ein Deutscher und ein Franzose (*Heeren* und *Choi-seul*) rühmlichst theilten, so standen auch wieder ein Deutscher und ein Franzose, (*Wilken* und *Michaud*) auf, die verdienstvollere Palme eines größeren Geschichtswerkes zu erringen. *Wilken* nicht nur der Frühere, sondern auch der Erste von Beyden in der Laufbahn. Neun Jahre schon vor der Erscheinung des ersten Theils war er in schwerer Rüstung, in welcher sich nur Kämpfhelden leicht zu bewegen vermögen, zu einem Vorspiele

des größern Kampfes aufgetreten, den er jetzt so siegreich besteht. (*Friderici Wilken Commentatio de Bellorum Cruciatorum ex Abulfeda Historia*). Der erste Theil (der durch das Datum seiner Erscheinung 1807 ohnedieß dem Gesichtskreise dieses Blattes entrückt ist) erfreut sich noch nicht des Vortheils, aus neuen von früheren Bearbeitern nicht benützten Quellen geschöpft zu haben, ein Vortheil welcher den zweyten so eben erschienenen in einem ganz vorzüglichen Grade auszeichnet, und den noch folgenden zweyen in einem nicht minderem zu Theil werden wird. In einem fünften wird der Hr. Verf. vielleicht in einzelnen Abhandlungen, Untersuchungen und Betrachtungen über die Wirkungen der Kreuzzüge auf Literatur, vornämlich Poesie, Politik, Handel und überhaupt auf die Cultur der damaligen und nachfolgenden Zeiten niederlegen, und also von neuem das fruchtbare Feld durchackern, von dem uns nebst *Heeren* und *Choiseul* auch *Eichhorn* in seiner Geschichte der Literatur so reiche Ernten gegeben haben. Möchten diese beyden Theile nicht in so langen Fristen aufeinander folgen, als die beyden ersten, und möchten wir recht bald in Stand gesetzt seyn, dieselben mit eben diesem Vergnügen, als den vor uns liegenden anzuzeigen!

Wie der erste den Nahmen eines großen Historikers, nämlich den *Schlözer's* an der Stirne trägt, so dieser den eines großen Orientalisten, des Freyherrn *Silvestre de Sacy*, dessen gewohnte Gefälligkeit und Güte dem Verf. bey seinem Aufenthalte in Paris einen Auszug aus *Kemaleddin's* Geschichte von *Haleb* mittheilte, ohne welchen es ihm unmöglich geblieben seyn würde, in die von christlichen Geschichtschreibern sehr dunkel und verworren erzählten Thaten und Abenteuer der Fürsten von *Antiochien* und Grafen von *Edessa*, welche zum öftesten gegen die *Moslimin* von *Haleb* stritten, Licht zu bringen. Die Handschrift *Kemaleddin's* selbst konnte der Hr. Verf. nicht einsehen, weil dieselbe während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in Paris bey dem Buchbinder war! — Doch setzte die Bereitwilligkeit des Hrn. *Langlés* den Verf. auf eine andere Art in den Stand, eine für seinen Zweck nicht unwichtige Ausbeute zu gewinnen. Durch Gebrauch nämlich der *Geschichte Jerusalem's und Hebron's*, (wovon französische Auszüge in den Fundgruben des Orients) und der Geschichte der *Atabeghen* von *Mossul*, und *Salaheddin's* unter dem Titel *Raudhatein*, d. i. die beyden Gärten. Durch die Benützung dieser bisher unbekannt und der schon bekannten orientalischen Quellen, der Jahrbücher nämlich von *Elmakin*, *Abulfaradsch* und *Abulfeda*, hat dieser Theil eine nicht genug zu schätzende Reichhaltigkeit und Vollständigkeit erhalten, welche wir uns auch von den beyden folgenden versprechen dürfen, wovon der

dritte die Kämpfe der Christen gegen die beyden großen Helden des Islams *Nureddin* und *Salaheddin*; der vierte aber die Kreuzzüge *Friedrich* des II. und *Ludwigs* des Heiligen, die Erzählung von der Zerstörung der christlichen Herrschaft in Syrien und von den Versuchen sie wieder herzustellen enthalten wird.

Durch dieses allgemeine historische Zeugenverhör der Byzantiner sowohl als der christlichen Geschichtschreiber von den Kreuzzügen wird der (wie Hr. *Wilken* in Nr. 3 selbst bemerkt) für einen historischen Stoff aus der älteren Geschichte so seltene Vortheil, von drey verschiedenen Seiten urkundlich betrachtet zu werden, diesem wichtigen Gegenstande zum ersten Mahle in so vollem Mafse zu Theil.

Es versteht sich wohl von selbst, daß auch uns die kürzeste Inhaltsanzeige hier zu weit führen würde, und dieselbe ist um so erläßlicher, als wir überzeugt sind, daß kein Liebhaber eines gründlich historischen Werkes, gleich anziehend durch die Wichtigkeit des Gegenstandes und durch die erschöpfende Behandlung desselben, es ungelesen lassen werde. Auch die Noten, sowohl als die zehn hinten angehängten Beylagen, enthalten einen Schatz von gelehrten Notizen und Berichtigungen. 1) Varianten und Erzählungen des Textes der Strafgedichte *Modhaffar Abiverdi's*, theilweise bisher von *Reiske*, *Carlyle*, *Rosenmüller*, *Gaab* und *Jourdain* in der Geschichte *Michaud's* übersetzt, hier wörtlicher und vollständiger. 2) Über das smaragdene Gefäß von *Casarea*, ehemahls im Schatze von *Genua*, jetzt auf dem kaiserlichen Antiken-Cabinet zu *Paris*, grünes Glas. 3) Über die Verwandtschaft des Grafen *Wilhelm von Cerdagne*, mit dem Grafen von *S. Gilles*, wahrscheinlich der Sohn von der ersten Gemahlin des Grafen von *S. Gilles*. 4) Über die Rückkehr des Fürsten *Boemund* aus *Syrien* nach *Italien* in einem Sarge. Das Stillschweigen der abendländischen Schriftsteller kann der Glaubwürdigkeit dieses lustigen Betrugs nicht schaden. 5) Kaiser *Alexius* als Kaiser *Constantinus* in dem altdutschen Gedichte: König *Lothar*. Der Verf. scheint selbst den Kreuzzug mitgemacht und den Kaiser *Alexius* geschildert zu haben. 6) Der Patriarch *Ebemar*. Brief desselben, woraus ersichtlich, daß er vor seiner Wallfahrt zum *Clerus* der Kirche von *Artois* gehörte. 7) Bericht von der Eroberung von *Antiochien* aus der Geschichte *Kemaleddin's* von *Haleb*; ein sehr interessanter Nachtrag zur Geschichte des ersten Kreuzzuges. 8) Der Tempelhof zu *London*. Berichtigung, daß derselbe, wenn die Urkunde im *Monastico anglicano* ächt ist, von *Heinrich* dem Zweyten nicht vom Ersten dieses Namens erbaut worden. 9) Verdienstlichkeit des Würgens der *Saracenen*. Die Dichter jener Zeiten versäumen nirgends, *Carl* den

Grossen als einen grossen Saracenen-Würger den Frohnkämpen zum Muster aufzustellen. 10) Die Eroberung von Edessa durch *Sengi*. Übereinstimmung *Kemaladdin's* und *Wilhelm's* von Tyrus. Der Text von Beyden gegeneinander abgedruckt.

Nr. 2 umfaßt wie der erste Theil des vorigen Werkes die Geschichte des ersten Kreuzzuges, der mit der Eroberung von Jerusalem endet. Der Verf. hat nicht nur aus Hrn. *W's.* früher erschienenen Geschichte, sondern auch aus verschiednen andern vor ihm unbekanntem, oder von französischen Schriftstellern nicht benützten Quellen geschöpft, und ist ganz sicher unter den Franzosen der erste kritische Geschichtschreiber der Kreuzzüge, wie Hr. *W.* unter den Deutschen. Da dieser jenem einen so weiten Vorsprung abgewonnen, wird Hr. *M.* auch in der Folge die Reichhaltigkeit und Vollständigkeit seines Vorgängers aufzunehmen und hiedurch ein sehr tüchtiges Werk zu liefern im Stande seyn. Auf Auszüge, welche die gelesensten französischen Journale häufig davon gegeben, können wir uns ebenso wenig einlassen, als bey dem unsers Landsmannes, das noch den gröfseren Werth der Neuheit hat. Wir begnügen uns aufer der Wahl und Sichtung der Materialien, noch den Fluß des Styles und die Aufmerksamkeit auf die Erläuterung aller geographischen Angaben anzuempfehlen. Was nützen in der That gehäufte Nahmen der Örter, Berge und Flüsse, wenn der Leser dieselben erst in *d'Anville* oder *Mannert* suchen muß, und vielleicht auch da nicht findet.

Einen sehr schätzbaren Beytrag dazu liefert die in der Beylage Nr. 1 und 2 gegebene bibliographisch - historisch - geographische Analyse, als *Itinéraire* von *Bordeaux* nach *Jerusalem* durch Hrn. *Walkenaer*; auch die folgenden angehängten *pièces justificatives* haben nicht weniger Interesse als die Hrn. *Wilken's* Werke angehängten Beylagen. Nr. 3. Schreiben des Kaisers *Zimisces* an *Aschod Schahin*, den König Armeniens, aus dem armenischen Geschichtschreiber *Matthäus* von *Edossa*, übersetzt durch Hrn. *Schahan* von *Parbid*, Professor der armenischen Sprache zu Paris. Nr. 4. enthält eine schätzbare Notiz der vor den Kreuzzügen in das heilige Land angestellten Wallfahrten. In dem Werke selbst sind schon angeführt: die Wallfahrt des heiligen *Eusebius* von *Cremona* und des heiligen *Hieronimus*; das Schreiben des heiligen *Gregorius* von *Nysa*, unter dem Titel: *Iter hierosolymitanum*. Die Relationen des heiligen *Eusebius* von *Cæsarea* u. s. w. Hier folgt noch die Notiz von der Wallfahrt des heiligen *Sylvanus* im sechsten Jahrhundert; von der Wallfahrt des heiligen *Wilphlagius* nach den Bollandisten; die Wallfahrt des heiligen *Antonius* des Martyrers und des heiligen *Arnulph*, (beyde besonders gedruckt); die Wallfahrt des heiligen *Wilibald* (*Guil-*

lebaud) aus den Acten der Benedictiner im dritten Jahrhundert. 2. Theil. Eben da die Reisebeschreibung des Mönches *Bennar* vom Jahr 870, eine der fruchtbarsten, die der Verf. am meisten benutzte, und mehrere andere aus dem neunten und zwölften Jahrhunderte, worunter vorzüglich ausgezeichnet zu werden verdienen: *Pelerinage de S. Raymond du palmier* im IV. Bande der Bollandisten, *pelerinage da bienheureux Richard Abbé de S. Viton* (S. Veit), *pelerinage de S. Riquier*. Nr. 5. Von dem Kreuzzuge der Pisaner und Genueser nach Afrika, in den Jahren 1089 und 1090, nach *Baronius* und *Fiorentini*. Nr. 6. Von dem unglücklichen Zuge des Dänischen Prinzen *Sveno*, im Jahr 1097 aus den *scriptoribus rerum danicarum medii aevi T. III.* Nr. 7. Gesammelte Stellen der Geschichtschreiber der Kreuzzüge über den Enthusiasmus womit die Kreuzfahrer Jerusalem zum ersten Mahle erblickten. Nr. 8. Die ganze Stelle *Alberts von Aachen* (*Albert d'Aix*), über das über die *Moslimin* in Jerusalem von den christlichen Heerführern erlassene Urtheil. Nr. 9. Mehrere Briefe aus der Zeit des ersten Kreuzzuges. Nr. 10. Geographische Berichtigung von Hrn. *Valkenaer*. Der Ort *Kinwilre, villa in urbuario* ist *Kintzweiler* und die *Ketenna sylva*, südlich von *Achen*, *Katenischbusch*. Nr. 11. Analyse der für die Geschichte der Kreuzzüge entworfenen Karten und Plane; alle in demselben kleinen Format, um auch einzeln als kleiner Atlas gebunden zu werden, nach dem vom Kriegs-Archiv zu Paris angenommenen Decimalsystem. Die Karte von Klein-Asien berichtigt und bereichert nach *d'Anville*, *Beauchamp*, *Maltebrun*, und der in dem *Gemälde der Kreuzzüge von Haken, Frankfurt 1808*, erschienenen Karte. Die aber nach dieser Karte angesetzte Lage von *Pelecane Drago*, *Xerigord*, *Kibot*, *Stancon* dürfte aber wohl zweifelhaft seyn, da die heutigen Nahmen dieser Örter nicht angegeben sind. In der Berichtigung geographischer Nahmen der Byzantiner und Kreuzfahrer durch die heutigen, hat die Geographie des Mittelalters noch eine große Lücke auszufüllen. Es wäre zu wünschen, daß es eine gelehrten Gesellschaft gefiele, diesen noch lange nicht genug erörterten Gegenstand den Untersuchungen der Gelehrten als Preisfrage auszusetzen. Die einlaufenden Antworten würden zweifelsohne manches Dunkle aufklären, und sowohl der mittleren als heutigen Geographie gleich nützliche Dienste leisten. Eine der Hauptschwierigkeiten fand der Verf. der Karte in dem See von *Nicäa*, über den die Karten der größten Geographen bisher von einander ganz entgegengesetzt abwichen. *D'Anville* gab demselben in der für *Kollin's* alte Geschichte gestochenen Karte einen Ausfluß in das schwarze Meer durch den *Sangaris*, in der im Jahr 1751 gestochenen Karte aber zeichnet er denselben als ein ganz abgeordnetes

Wasserbecken, was seitdem andere Karten befolgt, bis auf *Rizzi Zanoni*, der demselben nach den früheren Karten von *Sauson* und *Delille* einen Ausfluß in das Meer von Marmara gibt. Hr. *Michaud* verwirft denselben auf die Versicherung des Hrn. *Allier*, ehemahligen französischen Vice-Consuls, dem er mehrere andere geographische Positionen dankt. Da Rec. den See von Nicäa im Jahr 1804 in der Gesellschaft des Freyherrn von *Bielfeld* und des Hrn. *Straton* selbst besicht, und gerade mit ihnen den Ausfluß des Sees zu einem Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gemacht hat, so muß er wider Hrn. *Allier* bemerken, daß der See wirklich einen Ausfluß habe, und zwar durch ein enges Thal in das Meer von Marmara, wie denselben die Karte *Zanoni's* angibt. Noch sey es ihm gestattet bey dieser Gelegenheit im Vorbeygehen eines sehr groben Irrthums zu erwähnen, in den bisher die Commentatoren des jüngeren *Plinius*, in Betreff dieses Sees verfallen sind. Sie meinen, dieß sey der See den er, laut des in seinen Berichten an den Kaiser *Trajan* enthaltenen Vorschlages, durch einen Kanal mit der Stadt Nikomedia und dem Meere habe verbinden wollen. Der erste Anblick der Gegend aber zeigt die Absurdität dieser Meinung, indem zwischen dem See von Nicäa und Nikomediens großes waldigtes Gebirg ist, über das sich keine Wasser Verbindung denken läßt, auch der Fluß nicht da ist, dessen *Plinius* erwähnt. Dieser Fluß, der sich bey Nikomedia findet, sollte mit dem See verbunden werden. Dieser See ist aber nicht der von Nicäa, sondern der von *Sabandscha*, und die schon vor *Plinius* Zeiten von alten Königen angefangene, auch von *Trajan* nicht beendigte Gräbung des Kanals, ist auch zu des *Chev. de Tott's* Zeit (s. seine *Memoires* und das *Dshihannuma*) angefangen, aber eben so wenig als die beyden vorigen Mahle vollendet werden. Auf die Analyse der Karte Kleinasiens folgt die des Plans der Gegend um Antiochien nach *Drummond's* Karte (*Drummond's travels London 1754*) und nach *Pococke*; der Plan von Jerusalem nach *Deshayes* und *Mariti*, mit den Nahmen und der Beschreibung der Thore, die auch in den Grundgruben des Orients, worauf Hr. *Michaud*, sowohl hier als in der Note zu S. 372, wo der Plan eingeschaltet ist, verweist. Da der Verf. die orientalischen Geschichtschreiber mehrmahls aufführt, und auch S. 432 eine französische Übersetzung eines bey *Abulfeda* angeführten Strafgedichtes aufgenommen hat, so hätten auch leicht einige andere orientalische Nahmen und Sachen betreffende Versen berichtigt werden können. So S. 432 die Geschichtschreiber *Abul Mahaçam*, lies *Abul Mahassen*; *Zeimeddin*, lies *Seined-din*. Wesentlicher ist in einem solchen Werke das Versen S. 36, wo *Hakem Biemrillah* als der Dritte der fatemitischen Chalifen aufgeführt wird, während

er der *Sechste* war, von *Obeidallah* angefangen, der in der Note S. 79 ganz richtig als der Erste genannt wird. Überhaupt ist das Orientalische, worin vorzüglich die Stärke des deutschen Geschichtschreibers der Kreuzzüge liegt, die Schwäche des Französischen, der auch über die Geschichte der *Seldschugiden* von *Rum*, denen Hr. *W.* sowohl im ersten Theile seiner Geschichte, als in dem lateinischen Werke über die Comnenen mühsame Untersuchungen gewidmet hat, ganz leichten Schrittes weggeht. Wenn aber irgendwo dem europäischen Geschichtschreiber die Zuziehung und Urkenntniß orientalischer Quellen unerlässlich ist, so ist es gewiß dort, wo die Geschichtschreiber des Morgenlandes selbst als Augenzeugen verhört werden müssen, wie in der Geschichte der saracenischen Invasionen in *Italien*, *Sicilien* und der *Provence*, der maurischen Kriege in *Spanien*; in der Geschichte der *Arzneykunst* und *Philosophie*, bey Wiederherstellung der Wissenschaften durch die Araber; vor allem aber in der Geschichte der *Kreuzzüge*, wo dem vermessenen *Deus lo vult* des Occidents, das vertrauensvolle *Ischallah* (so Gott will) des Orients entgegen kam, und an der syrischen Küste in Einem Ruf vereint, zweyhundert Jahre lang wiederhallte.

(Der Beschluss folgt).

Naturkunde.

Della pila elettrica a secco. Dissertazione dell' Ab. Giuseppe Zamboni, Professore di Fisica gen. e part. nel Regio Liceo-Convitto di Verona. In Verona 1812, 55 S. mit drey Kupfertafeln. in 8.

Erst seit einigen Jahren fängt man an, die große Wichtigkeit der Erfindung der Voltaschen Säule für die gesammte Naturkunde völlig einzusehen und zu schätzen, welche der unsterbliche Erfinder selbst nicht einmal ahnen konnte.

Wir haben daraus zuerst gelernt, daß auch ohne Reibung nur durch bloße Berührung zweyer verschiedener Metalle mit einem feuchten Leiter, Electricität erzeugt wird, daß durch die polarische Wirksamkeit der entzweyten Kräfte der Electricität die in Berührung stehenden Metalle verkalken, das Wasser zersetzt, und die umgebende Luft ihres Sauerstoffes beraubt wird. Weitere Versuche haben gezeigt, daß die der Wirksamkeit dieser Säule ausgesetzten Körper mannigfaltige Zersetzungen, Verbindungen, Umwandlungen und Gestaltungen erleiden, die oft durch keine andere bekannte Kraft hervorgebracht werden können. Wir wissen ferner, daß die Metalle kein wesentlicher Bestandtheil der electricischen Säule sind, indem derley Säulen auch aus verschiedenen Substanzen des Mineral-, Pflanzen- und Thierreichs

gebaut werden können, welche ähnliche Erscheinungen obwohl meistens in weit geringerm Grade äußern; so daß es in der Natur nicht zwey Körper gibt, welche bey ihrer Berührung zur Erregung der Electricität unfähig wären. Aus diesem werden wir nothwendig zu dem Schlufs geführt, daß bey der mittelbaren oder unmittelbaren Berührung, in welcher alle Körper untereinander stehen, ein immerwährender electricischer Proceß vor sich geht, wo die Körper durch die entgegengesetzten Pole ihrer Electricitäten aufeinander wirken, welcher wechselseitigen Wirkung die Körper ihre Entstehung und alle ihre Veränderungen und Umwandlungen zu verdanken haben, und daß folglich alle Körper mehr oder weniger in einem polarischen Verhältnisse mit einander stehen. Da alle weitere Aufklärung der Erscheinungen an der Voltaischen Säule zugleich auch eine Aufklärung für das polarische Naturgesetz werden kann; so ist auch die Entdeckung einer wirksamen Voltaischen Säule ohne einen feuchten Leiter für die Wissenschaft merkwürdig.

In der Einleitung sagt der Verf., daß jeder Naturforscher, welcher sich mit den wunderbaren Wirkungen der Voltaischen Säule beschäftigt, die Unannehmlichkeit kennen wird, welche aus der Oxydation der Metalle entsteht, und immerzu ihre Reinigung und Polirung mit Verlust der Substanz erfordert. Er wird auch diese nicht geringe Unbequemlichkeit einsehen, welche aus der mit der zunehmenden Oxydation der Metalle immer mehr abnehmenden Wirksamkeit der Säule entsteht, besonders bey Versuchen, welche eine fortwährende und ununterbrochene Ladung der Säule erfordern. Daher meint der Verf., daß kein Physiker seyn wird, dem der Gedanke nicht schon eingefallen wäre, ob denn dieses vortreffliche Instrument von dieser Inconvenienz nicht zu befreien, und ob mittelst einer trockenen Säule nicht ein beständiger Electricitäts-Erreger zu Stande zu bringen sey.

In der That sey auch der unsterbliche Erfinder dieses Instruments gleich bey dem Anfang seiner Erfindung darauf bedacht gewesen, ob es nicht einen Körper geben mag, der den feuchten Leiter in der Säule ersetzen kann; es sey zwar schwer aber nicht unmöglich, daß es einstens gelingen wird, einen solchen Apparat aus lauter festen Leitern zu verfertigen. Wenn also das ganze Problem bey der Verfertigung einer solchen Säule in der Vermehrung der electricischen Spannung durch Vermehrung der Anzahl der Plattenpaare ohne der Dazwischenkunft eines feuchten Leiters besteht, so glaubte der Verf. es vollkommen gelöst zu haben. Inzwischen als er am Ziele seiner Erfindung war, wurde er unangenehm überrascht, daß ihm Hr. de Luc in der Bibl. Britt. Nr. 370. May 1811 mit der Erfindung und Bekanntmachung einer ähnlichen

electricischen Säule zuvor kam. Indessen leuchtet aus beyden Apparaten hervor, daß jeder von beyden Physikern einen andern Weg zu seiner Erfindung gegangen sey; überdies ist der Apparat des Hrn. Zamboni viel einfacher, bequemer und in seiner Wirkung sicherer.

Um sich für jene Leser verständlicher zu machen, welche sich nicht zunächst mit diesem Gegenstande abgegeben haben, wird eine kurze Theorie der Voltaischen Säule nach dem Sinne ihres Erfinders vorausgeschickt, die wir als bekannt übergehen können. Dann führt der Verf. seine ersten Versuche an, welche er, um eine electricische Säule, ohne einen feuchten Leiter, zu finden, angestellt hat. Weil ihm das Firnissen der einen Seite beyder Platten mißlungen hatte, nahm er einen Wachs taffel, an dem zwar der Firnis durch vielen Gebrauch schon abgenützt war, und brauchte ihn anstatt der feuchten Lappen um eine Säule von zwanzig Plattenpaaren aufzustellen. Als diese Säule mit dem Condensator versucht wurde, fand er zu seiner Verwunderung, daß die Ladung eines einzigen Plattenpaars die Blättchen des Electrometers einen Zoll und darüber divergiren machte. Er schöpfte daraus den Verdacht, daß hier Feuchtigkeit mit im Spiele sey, weil der Wachstafel an einem feuchten Orte gelegen hatte, und zerlegte die Säule, um den Taffel an der Sonne recht trocken werden zu lassen; nachdem dieses geschehen war, und der trockene Wachstafel wieder angewendet ward, gab die Säule keine Spur von Electricität an dem Electrometer. Ferner überstrich er die eine Seite der beyden Metallplatten mit Kalk, und liefs sie trocken werden. Dann baute er daraus eine trockene Säule, welche doch eine, aber schwächere, Ladung als eine nasse Säule erhielt, und die Platten mußten auch eine längere Zeit im Contact verweilen, bis der Effect erfolgte.

Unter den verschiedenen festen Körpern, die er bey dem Baue der Voltaischen Säule, anstatt der gewöhnlichen feuchten Lappen, anzuwenden versucht hatte, fand er endlich, daß das zwischen die Metallplatten gelegte Papier das wirksamste war, welches mit Recht von seiner hygrometrischen Eigenschaft, da es die Feuchtigkeit der Luft gerne annimmt, hergeleitet wird; denn im strengen Verstande ist eine solche Säule auch keine trockene Säule, sie kann aber zum Unterschiede von der mit nassen Leitern verfertigten, diesen Namen führen.

Weil die trockene Säule immer viel schwächer wirkt als die nasse, so läßt sich bey der erstern ihre Wirksamkeit durch die Vervielfältigung der Plattenpaare verstärken. Aber eine solche Säule von mehreren Hunderten der Metallplatten mit trockenem Papiere aufgebaut, würde doch einen sehr unbequemen Apparat machen; daher kam der Verf. auf den Gedanken, eine Säule aus dem so ge-

nannten Gold- und Silberpapier oder vielmehr Kupfer- und Zinnpapier zu verfertigen, die bey einer geringen Höhe und bey geringem Gewichte auch mehrere Hunderte Plattenpaare enthalten kann. Er verfertigte eine solche aus zweyhundert viereckigen Plattenpaaren des Gold- und Silberpapiers ungefähr von der Breite eines Zolls, die sich auf der einen Seite mit ihren metallenen und auf der andern Seite mit den papiernen Flächen berührten. Diese wurden durch eine Presse zusammen geprefst, und ringsherum mit einem isolirenden Firnis überzogen. Die Säule stellte also einen Würfel vor, und hatte, ohne einen Condensator anzuwenden, ein Goldblättchen aus der Distanz von drey bis vier Linien angezogen. Durch diesen Versuch aufgemuntert verfertigte er zwey grössere Säulen, wozu er einen jeden Bogen des benannten Gold- und Silberpapiers in acht gleiche Theile theilte, und nahm zu jeder Säule fünfhundert solcher Plattenpaare. Die Blättchen des Electrometers divergirten an dieser Säule um einen Zoll, bis sie an eine Wand anslugten; und als beyde Säulen in eine verbunden wurden, schlugen die Strohhalme des Electrometers alle Secunden an die Wand und kehrten von dannen wieder zurück, welche oscillirende Bewegung gegen eine halbe Stunde währte, und sich dann immer mit der Adhäsion des Strohhalmes an der Wand endigte. Setzte er die unterste Schichte der Säule mit der obersten mittelst eines Draths in Verbindung, so sah er einen schwachen Funken wie von einer Leidnerflasche bey ihrer schwächsten Ladung. Wurde die äussere Armatur der Leidnerflasche mit dem Grunde der Säule, und die innere Armatur mit der obersten Schichte der Säule in Verbindung gesetzt, so bekam die Flasche eine gleiche Ladung mit der Säule. Andere electriche Erscheinungen, als den sauren Geschmack, die Erschütterungen, die Wasserzersetzung, brachte diese trockene Säule nicht hervor, weil ihre Wirkung im Vergleich mit einer nassen viel zu schwach ist: aber durch Vermehrung der Plattenpaare des Gold- und Silberpapiers bis auf mehrere Tausende, könnte sie vielleicht auch die Wirkung einer guten Electrisirmaschine erreichen; und dann wäre diese von sich selbst beständig geladene electriche Maschine, um verschiedene Versuche damit zu machen, von grossem Nutzen.

Bisher ist die Wirkung der trockenen Säule, in so weit sie der Verf. zu Stande gebracht hat, auf die Bewegung des Electrometers durch das Anziehen und Abstossen beschränkt, aber auch in dieser Hinsicht kann sie schon ein nützlicher Apparat seyn, der immerhin den Zustand seiner electriche Spannung anzeigt, welche bey gleicher Anzahl der Plattenpaare nur durch den äussern Einfluß, durch die Feuchtigkeit der Luft, geän-

dert werden kann, und so wird diese Säule ein vorzüglicher Electrometer und Hygrometer zugleich.

Nun war der Verf. darauf bedacht, wie er die vorhin erwähnten Oscillationen des Electrometers auf dieser Säule fortdauernd machen, und damit gleichsam ein *perpetuum mobile* darstellen könnte.

Nach mehreren Versuchen, wo der angewandte Electrometer seine Oscillationen zwischen zwey Säulen machte, aber immer wieder stille stand, indem er an der einen oder der andern Säule hängen blieb, gelang es ihm endlich mit einer freybeweglichen Magnetnadel. Der dazu eingerichtete Apparat wird in der ersten Kupfertafel dargestellt, und besteht in einer Tischplatte die auf einem Gestell in der Runde bewegt werden kann. Aus der Mitte des Tisches erhebt sich eine isolirende Säule von Glas, die an dem Tischgestelle fest steht, sich mit der Tischplatte nicht bewegt, und an der oben die freybewegliche Magnetnadel sich befindet. Auf der einen Seite des Tisches stehen zwey viereckige electriche Säulen, jede einen Zoll breit, und aus fünfhundert Plattenpaaren des Gold- und Silberpapiers auf die oben angezeigte Art zusammengesetzt. Am Grunde hat jede Säule eine Metallplatte, welche unter dem Tische mit einer dritten in Verbindung stehen, und so eingerichtet sind, daß die Säulen einander genähert, oder von einander entfernt werden können. Die dritte und unterste Metallplatte kann auch durch eine Kette, um die Electricität zu verstärken, mit der Erde in Verbindung gesetzt werden. Auf der obersten Schichte einer jeden Säule ist ebenfalls eine Metallplatte, über der eine metallene Kugel befestiget ist. Um nun diese Maschine in Bewegung zu setzen, müssen zuerst die obren Extremitäten beyder Säulen, deren eine positiv und die andere negativ ist, durch einen Drath in Verbindung gesetzt werden, um ihre Electricitäten ins Gleichgewicht zu bringen. Alsdann wird der Tisch so gedreht, daß das eine Ende der im magnetischen Meridian stehenden Magnetnadel zwischen die beyden Kugeln kömmt, die einen ganzen oder halben Zoll von einander abstehen. Die Magnetnadel fängt gleich an, zwischen den beyden Kugeln zu oscilliren, sobald man den verbindenden Drath weggenommen und das Gleichgewicht der Electricität in beyden Säulen wieder aufgehoben hat. Die Bewegung geht dann beständig und gleichförmig fort, weil hier nebst der wechselweisen electriche Anziehung und Abstossung auch die magnetische Anziehung wirkt, welche die Magnetnadel immer wieder in den magnetischen Meridian zurückzubringen strebt, daher denn auch die Magnetnadel an keiner Kugel hängen bleiben kann, wie es andere nicht magnetische Nadeln gethan haben. Damit die Bewegung der Magnetnadel durch eine Ursache von aussen

nicht leicht gestört werden kann, bedeckte er den Apparat mit einem gläsernen Kästchen.

Der Verf. macht noch verschiedene Bemerkungen über die Wirkungsart seiner Maschine, und theilt über das noch eine Beobachtung mit, welche auf eine noch grössere Vereinfachung und Wirkung derselben abzielt. Weil er nämlich glaubte, daß die doppelte Dicke des Gold- und Silberpapiers die electricische Spannung zwischen den Plattenpaaren einigermaßen hemmen dürfte; so versuchte er mit Weglassung des Goldpapiers, das Silberpapier allein anzuwenden, und dieses nur auf der entgegengesetzten Seite mit einer im Wasser fein geriebenen Kohle anzustreichen, und so aus diesem Papier allein die Säulen aufzubauen, welches auch im Erfolg seine Erwartung gerechtfertiget hat. Hr. *Volta* hat bey dieser Gelegenheit dem Verf. berichtet, daß zu diesem Ende das schwarze Manganoxyd noch wirksamer als Reifsbley und die beste Kohle sey.

Den Beschluß macht eine Beschreibung der electricischen Säule des Hrn. *De Luc* mit den Betrachtungen über dessen Analyse der Voltaischen Säule, worin die Lehre des Hrn. *Volta* in Schutz genommen wird.

Zusatz des Redacteurs.

Hrn. *Zamboni's* Versuche können für die Geschichte der Electricitätslehre nicht uninteressant seyn, wenn sie gleich in dieser Sache nichts wesentlich Neues gewähren sollten. Die Unbekanntschaft des größten Theiles der Ausländer, zumal der Italiener und Franzosen, mit der deutschen Literatur, veranlaßt sie oft zu Reclamationen auf Erfindungen, die in Deutschland schon länger gemacht worden sind. Schon im Jahre 1805 und früher stellte *Maréchaux* über trockne Säulen, deren Zusammensetzung und Wirkungsart, mancherley Versuche an. *Gilberts* Annalen der Physik. B. XXII. S. 318. B. XXIII. S. 220. Desgleichen *Behrens*, das. B. XXIII. S. 2 ff. indem er durch gründliche Versuche die Unabhängigkeit der electricischen Wirkung in der Voltaischen Säule von der chemischen darthat. Eben so construirte *Behrens* bereits 1805 kleine, (relativ) trockene Säulen aus Goldpapier und Stanniol, und gründete darauf die Construction eines neuen Electrometers. *Gilb.* XXIII. S. 24. *Erman* zeigte umständlich die hygroskopische Eigenschaft solcher trockenen Säulen, und ihre mögliche (jedoch schwierige) Anwendung zur Hygrometrie. *Gilb.* XXV. S. 1. ff. Desgleichen nach *Maréchaux* Hr. *Veau-de Launay*. *Journ. de Phys.* 1805 Juill. p. 48. Die Art der Wirkung solcher trockenen Säulen, und der Unterschied des attractiven und chemischen Effectes der electricischen Säule ist von *Prechtl* (1810) über die Function des Wassers in der Voltaischen Säule, *Gilb. Ann.* XXXVI. S. 59 ff. dargestellt worden.

Theologie.

Handbuch zur gleichförmigen Ertheilung des sechswöchentlichen, in den kaiserlich-österreichischen Staaten bey Übertritte zu einer tolerirten Confession gesetzlich vorgeschriebenen Religionsunterrichts. Sammt einer nachträglichen Anweisung, wie dasselbe bey andern seelsorglichen Amtshandlungen zu gebrauchen ist. Verfaßt im Jahre 1803 von *Franz Freindaller*, des oberösterreichischen regulirten Collegiatstiftes S. Florian Priester, Doctor, und ehemahligem k. k. Professor der Theologie, Linzischem Consistorialrath, jetzt königlich-bayrischem Districtsschul-Inspector, auch königlichem und erzbischöflich-salzburgischen Landdechant, und Stadtpfarrer zu Völklabruck. Linz 1813 bey *Casp. Haslinger*. 356 S. in 8.

Rec. hält das vorliegende Buch in mehrfacher Hinsicht für eine nützliche und wohlthätige Erscheinung. Es wird freylich der sechswöchentliche Unterricht an mehreren Orten der österreichischen Staaten immer seltener; und gibt es pfärrliche Amtshandlungen, bey welchen ähnliche Belehrungen vorgenommen werden sollen, so hat es dem mit der theologischen Literatur nicht ganz fremden Seelsorger, an einem passenden Leitfaden durchaus nicht fehlen können, sollte ihm auch nur der zweyte und dritte Jahrgang der Linzer Monatschrift bekannt seyn. *Gleichförmig*, wie der Titel dieses Buches es anzeigt, kann dieser Unterricht auch wohl darum nicht ertheilet werden, weil die in ihren Fähigkeiten und Fassungskräften verschiedenen Subjecte, welche eines solchen Unterrichtes bedürfen, auch verschiedentlich behandelt werden wollen, und eine gleiche Form der Belehrung geradezu ausschließen. Von dem nichts zu sagen, daß bey einem solchen Religionsunterrichte, wenn er nur sonst zum Zwecke führt, die Gleichförmigkeit nicht nothwendig ist.

Allein, als ein Handbuch, welches die Hauptlehren des katholischen Bekenntnisses, in ihrem fruchtbaren Zusammenhange, allgemein faßlich und verständlich vorträgt; die Unterscheidungslehren unserer Kirche bestimmt angibt, und die Gründe, auf welchen dieselben ruhen, mit überzeugender Kraft und bescheidenem Vortrage darstellt — ist die gegenwärtige Schrift eine wahrhaft nützliche und wohlthätige Erscheinung. Es hat uns noch immer an einem populären Werke gemangelt, welches mit Wahrheit und Nachdruck die irrigen Vorstellungen berichtigte, welche unter den Gegnern des katholischen Bekenntnisses gewöhnlich zu herr-

schen pflegen. Wohlthätig ist dieses Handbuch auch für diejenigen, welche zur Stärkung und Befestigung ihrer Überzeugung, eine fruchtbare Übersicht der Lehren wünschen, zu welchen sie sich bekennen. Weiters ist dem Rec. noch kein Buch bekannt, in welchem die Unterscheidungslehren des katholischen Lehrgebäudes so allgemein verständlich und gründlich vorgetragen wären, wie es hier geschieht. Mit welchem Vortheile endlich das gegenwärtige Handbuch, bey verschiedenen pfarrlichen Amtshandlungen angewendet werden könne, wird die nähere Zergliederung desselben bewähren.

Es zerfällt in vier Hauptstücke, und einen Anhang. In dem ersten Hauptstücke wird die Pflicht: die Gründe seines Glaubens kennen zu lernen, und nach denselben zu leben, genauer entwickelt. In dem Zweyten wird das ganze christliche Lehrgebäude wie es von der katholischen Kirche vorgetragen wird, in seinem Zusammenhange dargestellt. In dem dritten werden die Unterscheidungslehren der Katholiken, von der mündlichen Überlieferung, von der kirchlichen Obergewalt, von der Gemeinschaft der Heiligen, von den Sacramenten, der Rechtfertigung, und den Ceremonien, mit allen den Gründen, welche für diese Lehren sprechen, genau angegeben. Endlich wird nach dem Schlusse dieses Religionsunterrichtes, in einem eigenen Anhang auch noch die Anweisung ertheilet: wie dieses Handbuch bey dem Convertiten-Unterrichte, und andern pfarrlichen Amtshandlungen benützt werden könne.

Unter die gelungensten Arbeiten dieses Werkes gehören: S. 36 die Lehre von der mündlichen Überlieferung, und ihrer Zuverlässigkeit durch das kirchliche Lehramt; S. 107 von dem Reinigungsorte; S. 126 von den Sacramenten, und treffend sind die Gedanken, mit welchen der gelehrte Verf. die sieben Sacramente der Katholiken in Schutz und Vertheidigung nimmt. S. 145 von der Firmung und S. 151 vom Abendmahle; S. 183 von dem Sacramente der Buße, und S. 245 von den guten Werken. Es sind alle diese, blos angedeuteten Abschnitte, glücklich durchgeführte, in ihren Voraussetzungen und Ansichten reif erwogene, in ihren beweisenden Stellen, mit fruchtbarer Kürze, aber meistens mit vieler Überzeugungskraft dargestellte Hauptstücke. Und sind auch nur wenige von den darin enthaltenen Vorstellungen wirklich neu und unbekannt, so verdient doch die sorgfältige, nichts Wichtiges übersehende Zusammenstellung des Brauchbarsten, das beste Lob, und die dankbarste Erkenntlichkeit.

Freylich ist auch in diesem brauchbaren Handbuche nicht alles mit gleichem Fleiße, wenigstens nicht mit gleich glücklichem Erfolge bearbeitet. Das gänzlich Unbefriedigende in dem Paragraphe,

der S. 20 von der Schöpfung, Erhaltung und Regierung des Menschen durch den Vater, in sechzehn Zeilen handeln will, fällt auch dem flüchtigsten Leser sogleich auf. Irrig und dem größten Mißverstände unterworfen ist es, wenn es S. 75 heißt: daß wir die Heiligen um ihrer erhaltenen Erhöhung willen verehren. Was aber dem Rec. am meisten aufs Herz fiel, ist die demselben an manchen Stellen dieses Handbuchs abgedrungene Bemerkung: daß es auch hier Einwürfe gibt, die durch ihre seichte Widerlegung nur bedeutender werden, und dem scharfsichtigen Gegner gefährliche Blößen geben. Mehrere dieser Einwürfe sind ohnehin von der Art, daß sie von gemeinen Zweiflern, die bey dem sechswöchentlichen Unterrichte am häufigsten vorkommen, gar nicht gekannt werden; wozu dann ihre Widerlegung? — Auch manche dunkle Stellen enthält dieses Handbuch, die bey der übrigen Gemeinfalslichkeit desselben befremden müssen. S. 23 heißt es: *In seiner menschlichen Natur*, in welcher Christus gegen den Himmel gefahren ist, spricht er noch dazu bey seinem Vater unablässig für uns vor, und *gibt uns seine Gaben herab*. Was sind dies für Gaben, die uns Christus, in seiner menschlichen Natur vom Himmel herabgibt? — Womit verbürgt der Verf. die S. 25 aufgestellte Behauptung: daß die Taufe, Firmung und Priesterweihe dem, der diese Sacramente empfangen hat, vor der ganzen Geisterwelt von den andern unterscheidet? Dunkel und unbefriedigend ist die Erklärung, mit welcher S. 162 die Frage beantwortet wird: wie Christus das Opfer des neuen Testaments in dem letzten Abendmahle *dargestellet* habe? — Das Tröstliche, was die Lehre von den Sacramenten in sich enthält, kann weit eindringender ans Herz gelegt werden, als es der Verf. S. 242 gethan hat; und auch die Ansichten, durch welche manche Gebräuche der katholischen Kirche in diesem Handbuche gerechtfertigt werden sollen, werden dem Leser nicht genügen, der mit den Ansichten, welche die Schriftsteller Schwarz und Oberthür hierüber eröffnet haben, vertrauter geworden ist. — Soll es endlich dem Rec. erlaubt seyn, den Verf. auf einige Sprachunrichtigkeiten aufmerksam zu machen, die sehr leicht berichtigt werden können; so weist er auf die 3. S. hin, wo der Ausdruck vorkömmt: *nach ihren selbst eigenen Lehren umzuformen*; und S. 15 wo es heißt: die augsburgische Confession, *die alle diese Lehren widerspricht*; S. 137, wo von dem sacramentalischen Charakter der Taufe u. s. w. die Rede ist, fällt eine verkehrte Schlußfolge auf. — Der bekannte Eifer des verdienstvollen Verfs. hat sich auch durch dieses nützliche Werk bewähret, da die leicht zu verbessernden Mängel desselben, von bedeutenden Vorzügen überwogen werden.